

\* Hausbibliothek \*

15.

Ein  
verlorener Sohn.

Erzählung  
von  
Otto Kar Schupp.

Karlsruhe,  
Evangelischer Schriftendruck.

Ein  
verlorener Sohn.



Erzählung

von

Ottokar Schupp.



Karlsruhe.

Evangelischer Schriftenverein.





## I.

**I**n der H.'schen Erziehungsanstalt, welche durch ihre Ausdehnung und Berühmtheit einem zwischen hohen Felswänden höchst romantisch gelegenen, aber sonst unbedeutenden Städtchen am Rhein einen gewissen Namen machte, wurde eben in der obersten Klasse die Religionsstunde geschlossen. Der Ortspfarrer, eine hohe, ehrwürdige Greisengestalt mit wallendem, weißem Haare, sprach sich höchst unzufrieden über die Leistungen der Klasse aus, indem sich in seinem sonst milden Gesicht eine ernste Entzündung zeigte. Nachdem er aber der Gesamtheit der Schüler gegenüber seine Meinung ausgesprochen hatte, wandte er sich direkt an seinen Sohn, welcher auch Schüler dieser Klasse war.

Du Gottfried freilich bist wieder der Faulste und Unordentlichste von allen gewesen, obwohl du fürwahr die meiste Ursache hättest der Fleißigste und Bravste zu sein. Du bist der Älteste und Größte in der Klasse und zugleich der Geringste und kann man sagen auch der Ärmste. Ich weiß nicht, was aus dir werden würde, wenn Gott, der Allmächtige, mich plötzlich aus dem hiesigen Pilgerleben abrufen sollte. Irdische Schätze,

wonach die Diebe graben und stehlen, kann ich dir nicht hinterlassen.

„O, welchen Kummer hast du mir schon bereitet! Auf meinen liebsten Herzenswunsch, daß du mein Nachfolger im geistlichen Amte würdest, habe ich längst verzichtet. Aber bald muß ich verzweifeln, daß du überhaupt durch einen ehrlichen Beruf der Menschheit dienen und dein täglich Brot erwerben wirst. Ich muß vielmehr fürchten, daß du leiblich und geistig verloren gehst, und daß ich umsonst in schlaflosen Nächten mit heißen Gebeten bei Gott für dich gerungen habe.“

„O Kind meiner Sorgen und Gebete, willst du nicht in dich gehen? Was soll ich einst deiner Mutter sagen, die dich mir sterbend in die Arme legte, wenn sie mich fragt, was ist aus unserem Sohn geworden? Was soll ich dem ewigen Richter antworten, wenn er mich zur Rechenschaft zieht über die Verwaltung des mir in dir geschenkten Gutes und deine unsterbliche Seele? Soll ich mit Leid in die Grube fahren, wie einst auch der Vater Jakob fürchtete?“

Bei den letzten Worten liefen dem alten Manne die Thränen über die gefurchten Wangen. Er konnte nicht weiter reden und entfernte sich tief gebeugt.

Der alte Herr war körperlich und geistig noch sehr rüstig. Dagegen fingen seine Sinne an stumpf zu werden. Er hörte schwer, und sein Gesicht war trotz seiner Brille so schwach, daß er nicht einmal in nächster Nähe jemanden erkennen konnte.

Darauf fußend, hatte Gottfried sich schon bei Beginn der Anrede seines Vaters von seinem Plaze entfernt und einen besonders zahmen und gewissenhaften

Mitschüler an seine Stelle geschoben, während er selbst im Rücken seines auf den ängstlichen Kameraden losdonnernden Vaters zur Belustigung der Klasse Grimassen machte und eine Nase drehte.

Nach dem Weggang des alten Pfarrers begann die morgendliche Pause. Doch ehe man den Spielplatz unten aufsuchte, trat ein Teil der Klasse an Gottfried heran, um ihn, wie es hieß, zu „beurgrunzen“, da er seinen „Alten“ so trefflich „gehohnübelt“ hatte. Gottfried war bei weitem an Stärke allen überlegen und spielte bei allen lustigen Streichen den Anführer. Das genügte einer Anzahl Schmeichler und Kriecher, deren es leider in der Schule schon eben so viele giebt wie im Leben.

„Famoser Witiz gewesen“, schnarrte ein kleiner Schreihals. Ein anderer meinte: „Ich hätte mich totlachen mögen über das verdukte Gesicht des „Tippelmeiers“ (so nannte man den Ängstlichen in der Klasse). Wieder ein anderer fragte: „Wie kamst du nur so schnell auf den kostbaren Einfall? Ich muß deine Geistesgegenwart bewundern.“

„O ja“, renommiierte Gottfried, „wenn ich wollte, könnte ich arbeiten wie ein Pferd“. Er zeigte die Muskeln an seinem ungemein muskulösen Arm und hob seine mächtige Brust empor. „Ich glaube, kein Mann kommt mir an Stärke gleich. Und wenn ich lernen wollte, ich könnte euch alle ausstechen. Aber ich will nicht. Ich könnte auch noch „Pfaff“ werden, wenn ich wollte. Nun vielleicht arbeite ich noch einmal und thue meinem „Alten“ den Gefallen. Er thut zu jammervoll.“

Hinter der Gruppe der Schmeichler stand ein langaufgeschossener Deutschamerikaner. Sein helles, fast bleiches Gesicht stach sehr unvorteilhaft ab gegen das dunkelgefärbte, wahrhaft klassisch-schöne Lockenhaupt Gottfrieds, und sein Aussehen war fadenscheinig dünn, mit den athletisch entwickelten Formen des Pfarrerssohnes verglichen. Aber in seinen ehrlichen Zügen lag Kraft und Entschlossenheit.

„Gottfried Weiden“, sagte er vortretend, „wenn es dir sonst niemand sagt, will ich dir es sagen, daß du „ein Schuft“ bist, weil du in einer kaum glaublichen Weise deinen eigenen, alten, ehrwürdigen Vater, dessen Schmerz den Fühllosesten ergreifen mußte, vor Fremden erniedrigt und verhöhnet hast. Einer solchen Schandthat ist der gemeinste Verbrecher nicht fähig. Ich schäme mich, mit dir in einer Klasse zu sein“.

Gottfried wurde rot und blaß vor heftiger Gemütsbewegung. Sein Benehmen war ihm bereits leid geworden, als er seinen Vater so ergriffen und gebeugt fortgehen sah. Aber die erwachende Gewissensstimme hatte wieder zu schweigen begonnen unter dem lebhaften Beifall, der ihm gezollt wurde. Da fielen die Worte des Amerikaners wie zerschmetternde Keulenschläge auf ihn nieder. Er verstummte unter der Wucht ihrer Wahrheit. Erst die verlegen fragenden Blicke seiner Anhänger brachten ihn zum Bewußtsein, daß er sich solche Beleidigung nicht dürfe gefallen lassen.

Mit gezwungenem Lachen rief er: „Höret den Yankee-Doodle, den edeln Bruder Jonathan, wie er sich „maußig“ macht! Aber laß nur noch einmal ein ähnliches Wort aus Deinem Munde kommen, Du

„trostloses Lattenstück,“ dann haue ich Dein Knochenfell zu Brei und werfe Dich in den Rhein.“

„Gottfried Weiden, Du bist ein Schuft!“ wiederholte der Amerikaner mit bewundernswerter Gelassenheit. Kühn und furchtlos erwartete er seinen furchtbaren Gegner. Lieber als seiner Ueberzeugung untreu zu werden, war er bereit, alles über sich ergehen zu lassen.

Mit einem heißeren Wutschrei stürzte Gottfried auf den schwächtigen Feind los. Man dachte, er würde ihn zermalmen. Aber in dem langen, sehnigen Körper des Amerikaners steckten mehr Kräfte, als man vermutet hatte. Er erlag durchaus nicht dem ersten Angriff, wenn er auch bis an die Wand zurückgedrängt wurde. Dort jedoch brachte er seine Boxerkünste zur Anwendung und gab mit seiner knöchigen Faust Gottfried zwei so wohlgezielte Stöße zwischen die Augen, daß derselbe zurücktaumelte und ein heftiger Blutstrom, der ihm aus der Nase kam den ganzen Kampf beendigte.

Der Klassenheld hatte eine schämliche Niederlage erlitten.







## II.

**D**ie sogenannten „Externen“ d. h. die nicht im Institut wohnenden Schüler genossen viel mehr Freiheit als die „Internen“, welche nicht blos Kost und Logis im Institut hatten, sondern auch stets unter spezieller Aufsicht eines der Lehrer standen. Doch bestanden auch für die Externen, zu welchen Gottfried sowohl als auch der Deutschamerikaner, der in dem Hause des Zeichen- und Turnlehrers Pension hatte, gehörten, bestimmte Verbote. Eines derselben war vollständig lokaler Natur.

Der Rhein machte an unserem Städtchen eine starke Biegung und hatte an derselben Stelle ein ganz besonderes Gefälle, was die Schifffahrt dort erschwerte. Die Schlepper und Dampfer, welche „zu Berg“ gingen, mußten mächtige Anstrengungen machen, um vorwärts zu kommen. Aber durch das stärkere Arbeiten der Maschinen und die rascheren Drehungen der Räder und Schrauben wurde der Strom gewaltig aufgerührt, und mächtige Wogen brandeten am Ufer.

Da war es nun ein Hauptvergnügen für die Jugend zu der Zeit, wenn viele Schiffe gingen, sich in die an der durch die Biegung gebildeten Bucht angeschlossenen Rähne der Schiffer und Fischer zu setzen

und sich von den heranbrausenden Wellen schaukeln zu lassen. Was aber der übrigen Stadtjugend in voller Unumschränktheit erlaubt war, wurde den Instituts-  
schülern untersagt, weil schon verschiedene Excesse vorgefallen waren und bei hoher Flut ein Kind in das Wasser gefallen und ertrunken war.

Gottfried war ja eigentlich für solche Vergnügungen schon viel zu alt, aber das ausgesprochene Verbot gab ihm Grund genug, sich in den Röhren schaukeln zu lassen und die zahlreiche Kinderschaar des schräg dem Pfarrhause gegenüber wohnenden Zeichenlehrers eben dazu zu verführen. Hatte er es doch stets für seine Pflicht gehalten, mit größter Gewissenhaftigkeit alle Schulgesetze zu übertreten, auf deren Uebertretung irgend eine Strafe gesetzt war, nur um bei seinen Mitschülern damit groß thun zu können.

Unter den Kindern des Zeichenlehrers, die wohl auch einer besseren Aufsicht bedurft hätten, war ein allerliebster Wildfang von etwa dreizehn Jahren, mit langen, blonden Zöpfen und großen braunen Augen. Dieses Mädchen hatte es dem wilden Gottfried wahrhaft angethan. Er konnte keinen Tag ohne sie sein.

Man sagte, was die Emmy Müller, so hieß sie, von ihm verlange, müsse er thun. Sie könne den Trozkopf, den weder sein Vater, noch ein Lehrer zwingen konnte, um den Finger wickeln, wenn sie wollte.

In Wahrheit hatte der Bursche alle Zärtlichkeit, welche er wohl einer Mutter oder Schwester, wenn er sie gehabt hätte, erwiesen hätte, diesem Mädchen geweiht. Dafür mußte sie freilich einen Teil seiner

unbesonnenen Streiche mitmachen. Schon einige mal hatte sie sich bei ihren Berg- und Waldtouren so verstriegen, daß er sie nur mit Lebensgefahr hatte retten können. Aber was hätte er um ihretwillen nicht gewagt und gethan?

Auch an den Wasserpartien nahm Emmy teil. Und so rief Gottfried, als er den Nachmittag aus der Schule kam, in den Garten, wo er des Mädchens helles Kleid durch das Gebüsch schimmern sah: „Emmy, hernach hole ich Dich ab. Der Kaiser Wilhelm, (einer der größten Salondampfer) kommt vorbei und noch ein paar Schlepper, das giebt heute ein famoscs Schaufeln.“

Emmy kam an das Gartengeländer. Ihr Gesicht glühete und ihre Augen sprühten Feuer. Sie sagte: „Ich gehe nie mehr mit Dir Gottfried. Du bist mir viel zu schlecht. Ich habe gehört wie Du deinen alten Vater verspottet hast. Kennst Du nicht den Bibelspruch: „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen?“

Gottfried flimmerte es vor den Augen, als hätte er eben wieder Faustschläge erhalten. Er mußte sich an das Geländer anlehnen, um nicht umzufallen.

„Das hat der verfl . . . Amerikaner Dir gesagt. Der soll es aber büßen.“

„O, der fürchtet sich nicht vor Dir. Der hat Dich schön durchgeprügelt. Es ist schon im ganzen Städtchen herum.“

Gottfried stieß einen schrecklichen Fluch aus und rannte dann hinüber nach der Pfarrwohnung. In

seinem Zimmer angekommen warf er seine Bücher verächtlich in die Ecke und weinte am Tische sitzend laut vor unterdrückter Wut und Eifersucht. Die abenteuerlichsten Gedanken gingen durch seinen Kopf wie er sich an dem Amerikaner rächen und die Liebe und Achtung Emmys wieder erwerben könne.

Zulezt konnte er es in der dumpfen Stube nicht mehr aushalten. Er mußte hinaus und irgend etwas anfangen, um die innere Aufregung auszutoben.

Unwillkürlich lenkten sich seine Schritte nach der Rheinbucht.

War das nicht wieder Emmys helles Kleid, was er in einem der Rähne bemerkte?

Er beschleunigte seine Schritte.

Richtig, da saß sie, und neben ihr der Amerikaner und ließen sich schaukeln.

„Himmel und Hölle!“ schrie er, stürzte die Bucht hinunter, sprengte mit einer Kraft, die nur die blinde Leidenschaft ihm geben konnte, das Schloß, mit welchem die Kette des Rahn's befestigt war, und diese in den Rahn werfend, gab er demselben einen Stoß, daß derselbe weit von dem Lande dem offenen Rheine zuschoß.

„Da seht nun zu, wie ihr zurecht kommt!“ Mit diesen Worten schloß er sein verruchtes Werk wozu er nur wenige Minuten gebraucht hatte.

Ach, wie oft sind ihm im späteren Leben diese Augenblicke in die Erinnerung gekommen, wie gern hätte er sie mit seinem Herzblut aus seinem Dasein weggewischt.

Es verlief übrigens auch alles so verhängnisvoll, wie es nur verlaufen konnte.

Der Rhein ging sehr hoch, wie das in heißen Sommern gewöhnlich ist, weil dann das Gletscher-Eis auf den Alpen schmilzt, und die Strömung, in die der Rahn hineingeriet, war doppelt so stark wie sonst.

Der Amerikaner aber verstand es nicht, einen Rahn zu lenken, wie sich sofort herausstellte, da er das in dem Rahn liegende Ruder ergriff. Statt das Fahrzeug aus der gefährlichen Strömung herauszuschaffen, brachte er es nur noch recht hinein und stellte sich dabei so unbeholfen, daß ihm die Wellen das Ruder aus der Hand rissen und unwiederbringlich fortführten. Beides hätte übrigens noch nicht so viel zu sagen gehabt, wenigstens war keine direkte Gefahr dabei, wenn nicht in derselben Zeit dem fortgeschwemmten Rahne entgegen das Salonboot, der „Kaiser Wilhelm,“ und noch ein Schleppboot mit vier oder fünf angehängten Frachtschiffen rheinaufwärts und ein gewöhnlicher Personendampfer und ein Floß, d. h. ein außerordentlich schwerfälliges aber eine weite Wasserfläche bedeckendes Fahrzeug, in welchem die nach Holland gehenden Tannenstämme des Schwarzwaldes rauh und einfach wie eine Art mächtige Brücke zusammengefügt sind, rheinabwärts gekommen wären, und diese sämtlich Mühe und Not hatten, sich in dem engen Fahrwasser auszuweichen, so daß niemand Zeit hatte, sich um den ruderlosen Rahn zu kümmern.

Gottfried wurde leichenblaß. Niemand überjah die Gefahr, in welcher die beiden Insassen des Rahnes schwebten, so deutlich wie er. Wenn es noch möglich

gewesen wäre, wäre er mit einem andern Rahne nachgefahren. Die ungemaine Liebe, die er zu dem Mädchen hegte, erwachte in ihrer ganzen Stärke. Sein Zorn kam ihm so kindisch und seine That so furchtbar abscheulich vor. Er riß an den Schließern, mit welchen die übrigen Rähne befestigt waren, aber was ihm vorhin gelungen war, wollte ihm nicht mehr gelingen. Sie widerstanden seinen Anstrengungen. Da betete er in seiner Herzensangst heiße Stoßgebete, Gott solle doch diesmal noch durchhelfen und seinen bösen Streich nicht schlimm ausfallen lassen. Er wolle sich ganz gewiß bessern.

Allein seine Gebete fanden keine Erhörung. Der Rahn rannte, als ob er dorthin gesteuert würde, auf den Radkasten des Schleppdampfers los, kippte dort um, und mit einem verzweifelten Hilfeschrei stürzten die beiden Unglücklichen in das Wasser.

Mit entsetzten Augen sah Gottfried noch einmal das schimmernde, helle Kleid und den blonden Kopf Emmys und hörte ihren Verzweiflungsschrei, der ihm durch Mark und Bein ging, und dann deckte alles das tückische Wassergrab.





### III.

**N**och hoffte Gottfried. Ein paar Schiffer auf dem Schlepper hatten trotz des Getöses, was den Rhein in diesen Augenblicken erfüllt, den Zusammenstoß bemerkt und den Verzweiflungsschrei der Untersinkenden gehört. Sie suchten Hilfe zu bringen. Sie zogen auch wirklich mit einer Leine, die sie ihm zuwarfen, den langen Amerikaner aus dem Wasser.

Über wo war Emmy?

Sekunden vergingen. Eine größere Angst kann wohl in der Hölle nicht sein, als sie Gottfried erlebte.

Aus den Sekunden wurde eine Minute. Sie kam nicht wieder hervor. Wahrscheinlich war sie unter die Räder der Maschine gekommen. Auch die Schiffer gaben die Hoffnung auf. Sie hatten die Maschine gestoppt. Jetzt setzten sie dieselbe wieder in Bewegung. Es war alles vorbei.

„Verloren, verloren! Todt — todt!“

Gottfried hatte es mit einem unbeschreiblichen Wehlaut gerufen. Er war in die Knie gesunken. Seine Beine vermochten ihn nicht mehr zu tragen.

Jetzt kamen auch andere Leute herbei, die etwas von dem Vorgang bemerkt hatten.

„Es ist jemand ertrunken, wie ist das zugegangen?“ hieß es.

Kinder, die auch in den Röhren sich hatten wollen schaukeln lassen, wiesen auf Gottfried, der, die Hände vor dem Gesicht, auf eine bejammernswerte Weise schluchzte.

Aber die aufgeregte Menge kannte kein Erbarmen.

„Das ist der Pfarrerssohn, der Teufelsjunge, der nichts wie Teufelstreiche macht und seinen ehrwürdigen Vater vor Kummer noch tötet. Greift den Mörder!“

Gottfried hatte nur das Wort Mörder gehört. Ueber dem unnennbaren Schmerze über den Verlust des geliebten Kindes hatte er fast seine eigene Schuld vergessen. Jetzt kam ihm zum Bewußtsein, daß er sie ja selbst in den Tod gestoßen hatte.

„Ja, ich bin ihr Mörder!“ rief er aufspringend und gebärdete sich wie ein Rasender, daß die Leute entsetzt zurückwichen. Doch riefen sie: „Haltet ihn!“

Allein Gottfried wollte sich nicht halten lassen. Er sprang fort. Wer aber hätte den behenden Burschen eingeholt, wenn er lief?

Wohin jedoch wollte er?

Heim zu seinem Vater? Würde der nicht den Mörder verfluchen? Zu den Eltern Emmh's? Sollte er ihren verzweifelnden Schmerz und ihre Klagen hören und sagen, ich bin ein Mörder? Gab es überhaupt noch eine Stätte der Ruhe und des Friedens für ihn? Ueberall klang es: „Mörder, Mörder!“ — — Was sollte er noch in der Welt? Für ihn gab es nur noch



eins: Sterben, ja Sterben — sich auch begraben im Wassergrab, wie Emmy.

Eine Viertelstunde unterhalb des Städtchens ging eine jähe Felswand in den Rhein, unter der ein unergründlicher Strudel gurgelte, der nie wieder zurückgab, was er in sich aufgenommen hatte. Die hohe Bai und der Teufelstessel. Dort wollte er hinunter. Dort stand er auch nach kurzer Frist. Es waren kaum zehn Minuten vergangen, daß Emmy versunken war.

Noch einmal dachte er an seinen Vater und seine sterbende Mutter: „Verzeihung!“ stöhnte er. Dann rief er zum Himmel: „Gnade!“ und sprang mit weitem Sprung in die schaurige Tiefe.

Doch, war er zu weit gesprungen? Seine Berechnung hatte ihn getäuscht. Der Strudel hielt ihn nicht. Er kam wieder hervor und mußte unwillkürlich schwimmen.

Jetzt versuchte er es, durch seine Willenskraft unterzugehen. Aber, wenn er anfing, bewußtlos zu werden, begann er wieder so zu sagen gegen seinen Willen zu schwimmen und sich zu erholen. Er fand, daß er ein viel zu guter Schwimmer war, um auf diese Weise unterzugehen.

So wollte er denn so lange schwimmen, bis er völlig erschöpft unter sank. Aber als er bereits so müde war, daß ihm die Kräfte ausgingen, hatte er im Tausmel einen der Stämme des vorüberschwimmenden Floßes gefaßt. Die Floßknechte aber zogen den Halbbewußtlosen aus dem Wasser und nahmen ihn, da er nicht an das Land gesetzt sein wollte, auf seine Bitten mit nach Holland.





#### IV.

Der Erzähler dieser einfachen Geschichte könnte den Leser, um die Spannung zu erhöhen, noch eine Zeit lang über das Schicksal Emmys in Ungewißheit erhalten. Aber derselbe will ja nicht romanhafte Situationen schaffen und unnatürlich aufregende Szenen malen, sondern in anspruchsloser und getreuester Weise die nicht alltäglichen Schicksale einiger Personen berichten, so wie sie zu seiner Kenntniss gelangt sind.

Dazu gehört aber vor allen Dingen die Meldung, daß auch Emmy gerettet wurde, wiewohl Gottfried vielleicht zu seinem Heil mit dem Stachel in der Brust in die Fremde ging, den frühen und schrecklichen Tod seines Liebings verschuldet zu haben. Sie war, wie schon Gottfried vermutete, der in seinen vielen müßigen Stunden den Rhein und das dortige Schiffswesen genugsam beobachtet hatte, unter den Radkasten des Schleppers gekommen, aber ohne von dem Rad verlegt zu werden. Vielmehr wurde sie durch das abgehende Wasser nur noch rascher als es die Strömung allein vermocht hätte, rheinabwärts getrieben. Luft, die sich bei ihrem raschen Untertauchen in ihren bauschigen Kleidern gefangen hatte, verhinderte aber nicht bloß ihr völliges Unter-

gehen, sondern brachte sie auch nicht weit unterhalb des Dampfers wieder an die Oberfläche des Wassers, von wo sie den Körper zwar im Wasser, aber das Gesicht nach oben gefehrt, in tiefer Ohnmacht liegend, weiter schwamm.

Durch den in dem Städtchen entstandenen Lärm und den Ruf, daß jemand ertrunken wäre, schauten sich die Schiffsknechte in den von dem Schlepper gezogenen Schiffen um und entdeckten auch bald das im Wasser dahertreibende Mädchen.

Mit Stangen, welche ihnen zu Gebote standen zogen sie dieselbe heran und nahmen sie hierauf in ihr Schiff. Dort aber erweckten sie die Ohnmächtige aus ihrer Bewußtlosigkeit mit einigen Tropfen Branntwein, welche sie ihr einslößten. Und noch ehe Gottfried um ihretwillen den verhängnisvollen Sprung that, hatte Emmy wieder ihre schönen braunen Augen aufgeschlagen und mit Verwunderung das Schiffsvolk betrachtet, das vergnügt über ihre Rettung sie lustig angrinste und anjohlte.

Derjelbe Kahn, welcher den Amerikaner von dem Dampfer abgeholt hatte, brachte auch Emmy auf das Winken ihrer Retter hin an das Land, wo noch schreckensbleich die Eltern und die Geschwister standen, die das Gerücht von dem Verunglücken ihrer Tochter an den Rhein geführt hatte.

Wie stürmisch küßte und umarmte unter Freudenthränen die Mutter ihr wiedergeschenktes Kind, wie herzte der Vater seine schon halb verloren gegebene Tochter, wie warm beglückwünschte er den Amerikaner für seine Rettung. Allein als die hochgehenden Gefühle

der Glücklichen sich einigermaßen zu legen begannen und man zu erzählen anfang, wie alles gekommen war, fragte der Zeichenlehrer erbleichend: „Aber wo in aller Welt wird nun dieser Unglücksmensch, der Gottfried, sein. Ich hörte, er wäre durchgegangen. O, wie dauert mich der alte, arme, ehrwürdige Vater.“

„Er wird schon wiederkommen“, bemerkte eine der Nachbarsfrauen. „Unkraut vergeht nicht.“

„Er kommt nie wieder“, sagte feierlich ein alter Fischer, welcher unter den Verfolgern Gottfrieds gewesen war. „Ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen, wie er von der „hohen Bai“ in den „Teufelstessel“ hinuntergesprungen ist. Wenn er wirklich lebendig unten ankam, was ich bezweifle, so hat ihn der Strudel erfaßt und in die Tiefe gezogen und giebt ihn nie wieder heraus. Nur ein Tollkopf, wie der Gottfried einer war, konnte einen so raschen und graufigen Entschluß fassen. Jetzt ist natürlich alles zu spät. Was hilft es ihm nun, daß beide gerettet sind?“

„Aber wir könnten es ja noch ein wenig abwarten, ob er wirklich tot ist. Ich bin wieder zurückgegangen, als ich ihn hinunterstürzen sah, aber es sind etliche hin, um zu sehen, was geschehen ist.“

„Doch da ist ja einer von ihnen. Nun, Philipp, habt Ihr etwas gefunden?“

„Nein“, erwiderte dieser, „es ist keine Spur mehr von ihm zu entdecken.“

„Habe ich es nicht gleich gesagt?“ meinte mit einer gewissen Genugthuung der alte Fischer. „Der ist hin, den sieht kein Mensch wieder.“

Emmy schaute todesbleich mit entsetzten Augen um sich. Ihre Zähne klapperten in Fieberfrost zusammen. Sie sah das triefende Haupt ihres toten Freundes anklagend auf sich gerichtet.

„Mutter, ich möchte heim, mir ist gar nicht gut“, sagte sie mit vor Frost zitternder Stimme.

„Wie kannst du auch das Kind so lange in den nassen Kleidern stehen lassen?“ wandte sich der Zeichenlehrer an seine Frau. „Trotz des heißen Tages wird es sich erkälten.“

Nachdem die Frau, welche der Schrecken über das Schicksal Gottfrieds völlig hingenommen hatte, nun in Besorgnis um ihr eigenes Kind, dasselbe fortgeführt hatte, fragte der gutmütige Zeichenlehrer, dem man auch noch die heftige Erregung wegen des jähen Selbstmordes des jungen Menschen ansah, die Umstehenden: „Ja, ihr lieben Leute, wer überbringt aber dem alten Pfarrer diese ganz erschreckliche Kunde? Ich möchte es nicht.“

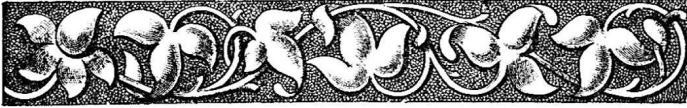
„Ja, wer überbringt dem alten Pfarrer die Kunde?“

„Sie müssen es am Ende doch“, sagte der alte Fischer. „Sie und der Herr Institutsdirektor. Sie sind die nächsten dazu und verstehen es auch am besten.“

„Aber heute thue ich es wahrhaftig nicht. Ich muß mich zuerst ein wenig sammeln und mich mit dem Direktor beraten“, erwiderte tiefaufseufzend und noch immer unentschlossen der Zeichenlehrer. Wenn er aber vielleicht im Stillen gedacht hätte, daß bis zum nächsten Tage die Nachricht auf die eine oder andere Art an den Pfarrer gelangen könnte und er der schweren Verpflichtung, die er als nächster Nachbar doch wohl hatte,

überhoben würde, so hatte er sich arg getäuscht. Niemand im Städtchen hatte den Mut gehabt, dem Pfarrer den Tod seines Sohnes zu melden. Dieser aber war völlig ahnungslos, da er mit seiner alten Haushälterin sehr einsam und abgeschlossen lebte und sich überdies an Unregelmäßigkeiten seines Sohnes schon hatte gewöhnen müssen, so daß ihm nichts Arges einfiel, als derselbe nicht zum Abendessen erschienen war.





## V.

**S**o sahen denn die ziemlich neugierigen Kleinstädter mit einem inneren Zittern und Herzklopfen am nächsten Morgen früh, ehe die Zeit für die Religionsstunde im Institut schlug, den Zeichenlehrer und Institutsvorsteher nach dem Pfarrhause wandern. Ihnen folgte aus eigenem Antriebe Emmi, die noch sehr blaß aussah, da sie die ganze Nacht gefiebert hatte. In den langen, schlaflosen Stunden der Nacht war sie zu einem Entschluß gekommen, den sie in der Energie ihres frischen Wesens sofort zur Ausführung zu bringen wünschte.

Der Institutsvorsteher hatte das Sprechen übernommen und suchte so klug wie möglich auf einem Umwege den alten Herrn auf die Trauerkunde vorzubereiten. Auf die Frage des Pfarrers, nachdem derselbe sie freundlich zum Sitzen genötigt hatte, was sie ihm so frühe schon brächten, antwortete er: „Nichts Gutes.“

„Das glaube ich“, erwiderte der alte Herr. „Wie können Sie mir auch von meinem Sohne Gutes bringen?“

„Ach, Sie wissen schon etwas?“ fragte der Vorsteher.

„Ich weiß gar nichts“, sagte dieser, „allein, da die Herrn von dem Institute zu mir kommen, was soll

ich sonst vermuten? Doch machen Sie mir nicht so viele Umstände mit dem, was Sie zu sagen haben. Ich kann alles ertragen.“

„Alles?“ fragte der Institutsdirigent, mit einer Betonung, die allerdings schwere Befürchtungen mußte aufkommen lassen.

Der Pfarrer wechselte die Farbe. „Alles.“ — Ja, ich habe mich mit diesem Wort veründigt, meine Herrn. Ich bin anmaßend gewesen. Ich hätte sagen sollen: Ich bin auf vieles Schlimme von Seiten meines Sohnes stets gefaßt. Der gnädige Gott im Himmel aber wird mir es ertragen helfen.“

„Wenn ihm nun irgend ein großes Unglück geschehen wäre?“ forschte der Vorsteher.

„Da es jedenfalls Gott in seiner Weisheit und Güte so geführt hat, so wird es zum Heil seiner unsterblichen Seele geschehen sein. Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege, spricht der Herr, sondern so viel der Himmel höher ist als die Erde, sind auch meine Gedanken höher denn eure Gedanken und meine Wege höher denn eure Wege!“

„Wenn er nun aber tot ist?“ fragte der Vorsteher weiter.

„O mein Gott, du prüfest mich schwer“, rief der alte Herr und bedeckte sein Gesicht, während dicke Thränen über seine gefurchten Wangen herabrannen. „O, ich habe meine Demütigung durch ihn erfahren, vielleicht für meine Eitelkeit, die ich über seine gute Beanlagung empfunden und über die schöne und kräftige Entwicklung seines Leibes. Aber ich hatte die



Hoffnung nicht aufgegeben, noch Freude an ihm zu erleben. Ich dachte, ein Kind so vieler Gebete kann nicht ganz verloren gehen. Jetzt ist freilich alles aus. Ich kann nur noch für seine Seele beten.“

„O, wie einsam, wie leer ist mein Leben!“ Nachdem er sich diesem erneuten Schmerzensausbruch einen Augenblick hingegeben hatte, sagte er, sich wieder ermannend in betender Weise: „Herr, wie Du es machst, so will ich mich fügen. Vielleicht wolltest du ihn durch seinen früheren Tod vor Schlimmerem bewahren. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gepriesen.“

„Doch nun möchte ich wissen wie er den Tod gefunden hat.“

„Wenn er nun selbst Hand an sich gelegt hat,“ fragte wieder der Vorsteher.

Das war zu viel für den alten Mann. In seinem frommen, ergebungsvollen Sinn hätte er selbst den Tod seines Sohnes, so nahe derselbe ihm gehen mochte, verwunden, aber der Gedanke, daß Gottfried ein Selbstmörder sein sollte, war ihm zu unfaßbar, zu grauzig. Er griff einigemal um sich in die leere Luft, als wenn er sich halten wollte. Dann sank er, von den beiden Lehrern unterstützt, auf seinen Sessel.

Dort saß er lange, mit leeren trostlosen Augen um sich blickend.

Eine dumpfe Stille lastete in dem Gemach. Man hörte nur das stille Weinen Emmys, und einzelne Worte und Bibelsprüche des alten Mannes, die auf seinen inneren Kampf hinwiesen.

„Es ist Nacht um mich und über mir,“ sagte er. Dann betete er mit schmerzlichsstem Ausdruck: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen.“ Nach einer Weile sagte er: „Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über euer Vermögen.“ Wieder nach einer Weile sprach er: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“

Jetzt schien er sich wieder der Anwesenden und der bisherigen Vorgänge zu erinnern.

„Habe ich nicht gesagt,“ begann er, nachdem ein längeres Schweigen geherrscht hatte, „ich könnte alles ertragen? Wie sind wir armen Menschen doch so ruhmredig! Ich bin gebrochen an Leib und Seele. Wenn Gott nicht noch besondere Dinge mich will ausrichten lassen, werde ich nicht mehr lange leben. Auf die Kanzel werde ich nie mehr steigen.“

„O Gott, mein Sohn, mein Sohn!“

Ein wilder Schmerzensausbruch unterbrach seine Auseinandersetzung.

Der verständige Institutsvorsteher begrüßte die Thränen des Greises freudig, denn die direkte Gefahr einer Geistesstörung oder Körperlähmung war damit ziemlich beseitigt. Aber die Klagen des greisen Pfarrers waren so ergreifend, daß die beiden Männer unwillkürlich mit ihm weinten.

„Das ist noch schrecklicher für mich,“ sagte er, „daß ich mich selbst anklagen muß, daß ich vielleicht selbst die Ursache der Unthat meines Sohnes bin. Ich habe gestern, weil alle Mahnungen zu Hause nichts mehr halfen, vor der ganzen Klasse ihn ausgescholten. Er war sehr ehrgeizig. . . .“

„Ach, Herr Pfarrer, darüber machen Sie sich keine Gedanken,“ sagte der Zeichenlehrer. Er hätte beinahe die unerquickliche Schulscene erzählt, wie er sie von dem Amerikaner erfahren hatte.

Allein sein Töchterchen, die fühlen mochte, daß in diesem Augenblick gewiß der Pfarrer den Spott nicht erfahren durfte, welchen sein Sohn mit ihm getrieben hatte, unterbrach ihn und sagte: „Wenn jemand schuld ist, an dem Tode Gottfrieds, dann bin ich es, obwohl ich mir keine Vorwürfe darüber machen kann. Ich habe mich heute Nacht lange Stunden vor Gott geprüft. Ich war böse über ihn, und hatte Grund, böse zu sein. Ich kann es ja später einmal erzählen. Da kam er gestern Nachmittag und wollte mit mir an den Rhein schaukeln gehen. Ich sagte, ich ginge nicht mehr mit ihm. Hernach kam der Amerikaner und bat mich, mit ihm schaukeln zu gehen. Mit ihm ging ich. Das hätte ich nicht thun sollen. Es war ja überhaupt unpassend von mir, mit den Jungen zu schaukeln.“

Sie weinte laut. „Ich habe auch Gott auf den Knien gebeten, er solle mich besser machen. Doch ich dachte nichts Schlimmes und that dem Amerikaner nur den Gefallen, weil er in unserm Hause wohnt. Aber Gottfried ärgerte sich und machte unsern Kahn los, um uns zu necken. Der Kahn aber trieb an einen Schlepper und stürzte um und wir fielen in das Wasser. Da hat er aber nicht abgewartet, bis wir gerettet waren, sondern, weil er dachte, wir wären tot, sich von der hohen Bai in den Rhein gestürzt. Aber die Leute haben noch gesehen, wie er die Hände zum Himmel hinauf gestreckt und laut gebetet hat.“

„O Kind, Du hast mir eine große Last von der Seele genommen,“ sagte der Pfarrer aufatmend. „Bielleicht giebt Gott ihm doch noch Gnade, und unser Herr und Heiland bittet auch für ihn: Vater vergieb ihm, er wußte nicht, was er that.“

„O, ich habe noch mehr,“ sagte Emmy. „Aber es fällt mir jetzt so schwer, es zu sagen. Die Nacht schien es mir ganz leicht zu sein.“

„Herr Pfarrer, wollen Sie mich als Kind haben für Ihren toten Sohn?“

Sie war bisher noch sehr blaß gewesen. Jetzt wurde sie feuerrot vor Scham und Verlegenheit. Sie fühlte erst eben, daß darin in Ihrem Anerbieten eine gewisse Ueberschätzung und Anmaßung vermutet werden könne, während es nur ein Ueberwallen des Gefühls war.

„Ach, ich weiß, daß ich den Gottfried nicht ersetzen kann. Aber ich habe gedacht, Sie müßten nun doch jemand haben in Ihrer Verlassenheit. Meine Eltern haben noch ein ganzes Haus voll Kinder, die alle besser sind wie ich. Und da wollte ich Sie lieben und pflegen und wenn Gott mir Kraft giebt, Ihr einsames Alter erfreuen.“

Ein Sonnenstrahl kam in das bisher düstere Gemach und beleuchtete verklärend das schöne Gesicht des Kindes, das mit seinen großen Augen voll kindlicher Liebe und Begeisterung zu dem Greise auf sah.

„Das wolltest Du wirklich thun mein Kind?“ fragte der Pfarrer, segnend seine Hände auf ihr blondes Haupt legend. „Nun, ich will mich besinnen, ob ich Dein Opfer annehmen darf.“

„Darüber giebt es kein Besinnen, erwiderte rasch das Mädchen. „Ich bin Ihnen mein Leben schuldig, da ich schuld bin an Ihres Sohnes Tod.“

„Nun, im Herzen bist Du schon meine Tochter, Emmy. Ich weiß ja, wie Gottfried Dich immer vorgezogen und geliebt hat“, erwiderte der Pfarrer, dann aber, die Hände haltend, sagte er: „Gott, jetzt fühle ich schon, daß Du mich nicht verlassen hast, sondern mir Kraft giebst, mein Unglück zu tragen.“

Jetzt vermochte der Greis schon einzelne Fragen über den näheren Hergang des schrecklichen Ereignisses zu stellen. Nur noch einmal kam der krampfhafteste Schmerzensausbruch über ihn als er fragte, ob man den Leichnam gefunden habe.





## VI.

**A**uch der Amerikaner, der sich Willy Frank nannte, wünschte etwas in dieser Sache zu thun. Er fühlte, daß er jedenfalls Gottfried zu hart behandelt hatte. Wo er von demselben hörte, pries man neben seinem unbändigen Leichtsinn den Edelmut seines Wesens. Es that ihm darum leid, denselben so schwer beleidigt und gereizt zu haben.

Als ihn deswegen ein glücklicher Zufall, oder wollen wir sagen die Vorsehung, eine fast kaum merkliche Spur zur Hilfe zeigte, verfolgte er dieselbe mit der seinem Lande eigentümlichen Energie und Klugheit.

Er hörte eines Tages den alten Fischer mit einem Geschäftsmann darüber streiten, ob der Teufelskessel jemand wieder herausgebe oder nicht. Der Geschäftsmann sagte, er habe an demselben Tage und zu derselben Stunde, als Gottfried ertrunken wäre, etwas im Rhein schwimmen sehen vom Bahnzug aus, in welchem er saß. Ob es nun ein Hund oder ein Mensch gewesen sei, könne er nicht entscheiden.

„Das ist ein Hund oder sonst ein Tier gewesen“, entschied der alte Fischer. „Was der Kessel aufgenommen

hat, das giebt er nun einmal nicht wieder heraus. Das sind Thatfachen.“

An jedem freien Nachmittage erschien von nun an Willy Frank mit einer Last Holzstücke auf der hohen Bai, um von dort aus mit den heruntergeworfenen Holzstücken die Art des Strudels zu untersuchen. Er kam allmählich zu folgendem, sicherem Resultat.

Sobald die Scheite links von dem Hauptstrudel fielen, wurden sie in die Tiefe gerissen, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen. Vielleicht wurden sie später durch eine tiefgehende und darum unsichtbare Strömung weitergeführt. Fielen sie aber rechts, so schwammen sie ohne Aufenthalt, durch die Gewalt des Strudels selbst unaufhaltfam vorwärtsgetrieben, dem Hauptfluß zu.

Doch wenn auch auf diese Weise die Möglichkeit vorlag, der sagenhaften Anziehungskraft des Strudels zu entgehen, so wollte der Amerikaner eine wenigstens annähernde Gewißheit haben, daß Gottfried nicht untergegangen und dort ertrunken sei. Er überredete darum den alten Fischer, der immer noch Widerspruch erhob, und dessen Sohn, daß sie ihm bei einem gefährlichen Experiment, das er beabsichtigete, Hilfe leisteten.

Willy Frank hatte nämlich ziemlich genau den Stand ausgekundet, den Gottfried bei seinem verhängnisvollen Sprung eingenommen hatte. Die Enge des Felsrückens selbst machte überdies die Auswahl nicht schwer. Da wollte er nun an eine Leine gebunden, die der neben ihm stehende alte Fischer, in der Hand hielt, selbst von derselben Stelle aus den Sprung wagen, während dessen

Sohn unten im Rahne bereit war, den wieder aus dem Wasser gezogenen aufzunehmen.

Die Fischer hatten große Bedenkllichkeiten gehabt.

„Uns trifft die ganze Verantwortung, wenn es schief geht“, sagten sie.

Aber einige Dollars beschwichtigten ihre Bedenken. So wurde eines Morgens sehr frühe, wo eine Störung des Unternehmens nicht wahrscheinlich war, im geheimen die Probe gemacht, welche sehr zur Zufriedenheit Franks ausfiel. Denn derselbe wurde, wie er bereits berechnet hatte, im Rheine angekommen, nicht in den Strudel gezogen, sondern durch die Strömung fortgeführt.

Der brave Mensch war ganz außer sich vor Freude. Er konnte jetzt fast gewiß sagen: „Gottfried ist nicht ertrunken.“

Am liebsten wäre er bereits zu dem Pfarrer gelaufen, um ihm seine Erfahrungen mitzuteilen, aber er wollte mehr wissen.

Zuerst befragte er sich bei dem Geschäftsmann, ob er in der Nähe des Schwimmenden ein Fahrzeug bemerkt hätte. Dieser wollte sich lange nicht erinnern, bis ihm einfiel, daß nicht weit davon ein Floß vorübergeschwommen sei.

Des jungen Menschen Augen leuchteten auf. Aber er unterdrückte seine Freude, um sich nicht zu verraten, obwohl ihm alles klar vor der Seele stand.

Die Nachforschungen freilich bei den Floßknechten waren mit großen Umständen und Weitläufigkeiten verbunden. Eine geringere Energie als die des Amerikaners wäre erlahmt. Aber er führte es durch, indem er zuletzt, da er sonst zu keinem Ziele kommen konnte,



zuerst seinen Vater, der in Boston wohnte, dafür interessierte und durch diesen wieder den amerikanischen Konsul in Stuttgart, da er erfahren hatte, daß die damaligen Floßknechte Württemberger waren. Auf diese Weise konnte durch Verhör der Floßknechte festgestellt werden, daß dieselben in Wahrheit an dem betreffenden Tage in der Nähe unseres Städtchens einen mit dem Tode des Ertrinkens ringenden Burschen aufgefischt und auf sein Begehren mit nach Holland genommen hatten. Auch erkannten die Knechte Gottfried in einer Photographie desselben wieder, welche sich der junge Frank zu verschaffen gewußt hatte, als sie ihnen vorgelegt wurde. Zugleich konnten sie angeben, daß der junge Mensch, der sich allerdings nicht Gottfried Weiden, sondern Max Müller genannt hatte, sich in Antwerpen auf einem Schiffe als Matrose hatte anwerben lassen. Ob dieses aber ein deutsches, französisches, holländisches oder amerikanisches Schiff gewesen war, vermochten sie nicht zu sagen.

Diese Nachrichten liefen kurz vor dem Abgang Willy Franks von der Anstalt ein. Der Pfarrer glaubte, als er denselben eines Abends zu sich eintreten sah, er wolle Abschied von ihm nehmen. Es that ihm jetzt leid, daß er denselben nicht mehr mit der früheren Freundlichkeit behandelt hatte, seit ihm gesagt worden war, derselbe hätte noch einen bösen Streit mit seinem Sohne gehabt an dem Tage seines Todes. Freilich, den Grund dieses Streites hatte ihm niemand mitgeteilt.

Des Pfarrers hatte sich überhaupt, soviel er auch mit Gründen des Glaubens und mit Sprüchen der

heiligen Schrift dagegen ankämpfte ein immer stärker werdender Trübsinn bemächtigt, den das frische und muntere Wesen Emmys, die ihres Unterrichts wegen ja auch nicht stets bei ihm sein konnte, nur auf Stunden verschleuchte. Er wünschte sowohl sein geistliches Amt, als auch die Religionsstunden im Institute aufzugeben, obwohl seine Freunde widerrieten, da sie fürchteten, er würde dann sehr rasch in melancholischen Sinnen sich völlig verzehren. Es stand übel um den alten Mann.

„Herr Pfarrer, ich freue mich, Ihnen eine gute Nachricht bringen zu können“, begann der Amerikaner.

„O, gute Nachrichten sind in diesem Hause der Trauer sehr willkommen“, erwiderte der Greis. „Aber ich hoffe nicht viel davon. Ich glaubte, Sie wollten Abschied nehmen.“

„Ich konnte mich nicht verabschieden“, sagte dieser, „ohne den Versuch gemacht zu haben, den Kummer wegzunehmen, den ich vielleicht Ihnen, ohne es gewollt zu haben, habe bereiten helfen. Der Versuch ist mir trefflich gelungen. O, hoffen Sie das Größte, das Beste, das Unmöglichste. Ihr Sohn Gottfried ist nicht tot. Er lebt.“

Obwohl sich eine gewisse Spannung in den Zügen des alten Pfarrers zeigte, suchte er seine erkämpfte Ruhe zu bewahren.

„Ja, er lebt“, sagte er, „aber droben in der Ewigkeit.“

„Nein, hier unten, wenn er nicht etwa gestorben ist, seit die letzte Nachricht über ihn besteht. Ich hoffe, ihm noch die Hand zu schütteln und um seine Freundschaft zu bitten“, erwiderte der Amerikaner.

„Junger Mann“, sagte tiefernst der Greis, täuschen Sie mich nicht! Meine Kräfte sind nicht mehr die besten. Ich würde eine solche Täuschung nicht mehr überleben. Sie sind, gestehen Sie es nur, selbst getäuscht worden.“

„Urteilen Sie selbst“ antwortete Willy. Darauf setzte er dem gespannt aufhorchenden Greise seine Vermutungen und Versuche, seine Bemühungen und deren Erfolge auseinander. Nachdem aber der Pfarrer noch das von der Behörde beglaubigte Bekenntnis der Floßknechte gesehen hatte, brach er zuerst in einen Strom von Freudenthränen aus, dann fiel er auf die Kniee und dankte Gott mit lauter Stimme. Darauf aber sagte er, dem jungen Frank die Hand pressend: „O, ich schäme mich — ich schäme mich vor Gott und vor Ihnen. Vor Gott, daß ich so kleinmütig war, und vor Ihnen, daß ich Ihnen im Stillen grollte, während Sie in gesegnetester Weise für uns thätig waren. Ich bin zu gering all' der Barmherzigkeit und Treue, die Du, Herr, an Deinem Knechte gethan hast.“

„O, welche Last, welcher Kummer ist von meiner Seele genommen. Wie frei fühle ich mich. Ich möchte aufstauzen wie ein Füngling. Neuer Lebensmut durchdringt mich. Jetzt weiß ich ganz gewiß, daß mich Gott begnadigen will und ich ihn noch wiedersehe, ehe meine müden Augen zufallen.“

„Aber sagen Sie, wie soll ich Ihnen danken, Herr Frank, für das Gute, das Sie in so uneigenütziger, opferfreudiger Weise für mich alten Mann gethan haben.“

„Die Lebenstage, die Gott mir bescheert, sollen,

scheint es, nur die Dankestage sein, für die Güte Gottes und die Liebe der Menschen.“

Wenn jedoch der alte Pfarrer Weiden gleichsam weisfagend meinte, Gott würde ihn nun auch seinen Sohn finden lassen, so wurde wenigstens seine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Es verging manches Jahr, ohne daß die geringste Kunde von demselben kam. Der Pfarrer wollte schier verzagen. Er hatte geglaubt, Gottfried werde über kurz oder lang wie der verlorene Sohn in seine offenen Vaterarme zurückkehren. Ach, wie sehnsüchtig blickte er jedem Dampfschiffe, jedem Bahnzug entgegen, die dem Städtchen sich näherten. Zuletzt meinte er, da einmal nichts kam, Gott wolle ihn strafen, wie einst den Moses, der auch gezweifelt hatte und der darum das gelobte Land nur von der Ferne erblickte, ohne hinzukommen.

Zu seinem Troste sagte er sich oft das Wort des 42. Psalm: „Was betrübst Du Dich, meine Seele und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.“ Oder Emmy welche zu einer prächtigen Jungfrau herangewachsen war, sang mit ihrer klaren, melodischen Stimme:

„Harre meine Seele, harre des Herrn,  
Alles ihm befehle, hilft er doch so gern;  
Sei unverzagt, bald der Morgen tagt.  
Und ein neuer Frühling folgt dem Winter nach.  
In allen Stürmen, in aller Not  
Wird er Dich beschirmen, Dein treuer Gott.“

Endlich kam ein Brief von Willy Frank, worin es hieß er hätte nach seiner Ueberzeugung an einem Hafens-

platz des Michigan-Sees Gottfried gesehen, und wenn er während der Zeit sich noch nicht in der Heimat angemeldet oder gezeigt habe, wolle er Nachforschungen nach ihm anstellen.

Als Emmy in sein Zimmer trat, fand sie den Pfarrer in höchster Aufregung.

„Ich gehe nach Amerika, Emmy,“ sagte er. „Seit ich mein Amt hier niedergelegt habe, hält mich hier nichts mehr. Ich muß fort, mein Kind suchen.“ Er gab ihr den Brief Franks.

„Gott sei Dank,“ sagte sie, „daß einmal eine Kunde von Gottfried auftaucht. Aber davon kann keine Rede sein, daß Sie bei Ihrem Alter und Ihrer Kurzsichtigkeit diese weite Reise unternehmen. Wir können getrost die Sache Willy Frank und seiner Energie überlassen.“

„Das geht nicht, Kind,“ erwiderte er. „Ich habe keine Zeit mehr, zu warten. Und was soll ich zögern, da Gott mich ruft? Wie darf ich einem fremden Manne überlassen, was meine Pflicht als Vater ist? Ich gehe hin, und wenn ich unterwegs sterbe. Ich bin dann für mein Kind in meinem Vaterberuf gestorben.“

Als Emmy den Pfarrer so entschlossen sah, sagte sie: „Dann gehe ich mit.“

„Das wolltest Du thun, Kind?“

Freudenthränen rannen aus seinen Augen.

„Gewiß thue ich es, und Gott wird uns unterstützen, daß wir Ihren verlorenen Sohn wiederfinden.“





## VII.

**E**s ist mit dem Gewissen der Menschen ein eigenes Ding. Es läßt sich nicht so leicht tot machen. Man müßte denn geradezu zum Teufel oder Tier werden. Sonst bekommt es immer wieder einmal die Oberhand, so oft es auch unterdrückt worden ist, zumal bei Leuten, die wenigstens noch ein Stück Christentum oder wenigstens Edelmut besitzen.

Das Leben, welches Gottfried seit seiner Flucht geführt hatte, war lediglich ein Kampf gegen die immer wieder auftauchenden Gewissensvorfürfe.

Er war anfangs Schiffjunge auf einem Holländer.

Die harte, ungewohnte Arbeit, die fremde Sprache, auf die er lauschen mußte, die massenhaften neuen Eindrücke, die er zu bewältigen hatte, die Totmüdigkeit, die ihn in den Freistunden beschlich, ließen ihn längere Zeit nicht zum Nachdenken über sich selbst kommen. Aber als er später sich besser eingewöhnt hatte, fielen die selbstquälerischen Gedanken um so stürmischer über ihn her, und wollten ihn nicht mehr verlassen.

Wie oft kam ihm der Einfall, wenn er über eine Schiffsraa dahinlief, um ein Segel zu reffen, daß es

nur einen falschen Schritt brauchte, und das Meer verschlänge auf immer sein Wehe. Aber die Erinnerung an seinen Vater und dessen verdammdendes Urteil über einen feigen Selbstmörder, und auch seine eigene wunderbare Rettung, als er den Tod gesucht hatte, hielten ihn zurück.

„Gott will es nicht haben. Ich soll ein langes, ödes Büsserleben führen,“ murmelte er und schritt fest und sicher seinen Weg.

Am wohlsten war ihm in wilder Sturmnacht, wenn unter den donnernden Wogenbergen das Fahrzeug ächzte und stöhnte, und die übrigen voll Bangen in den schwarzbehangenen Himmel und die daherrasende, schäumende See blickten.

Dann vergaß er sich ganz und verrichtete Thaten von solcher Kühnheit und Furchtlosigkeit, daß das Schiffsvolk voll Bewunderung zu ihm aufsaß.

Wie manches Menschenleben hatte er gerettet. Aber der Gerettete, den er mit eigener Todesnot aus dem Wasser gezogen hatte, trug nicht die blonden Zöpfe des ihm so teuren Kindes.

Wenn alle ihm dankten und seine Thaten priesen, hätte er laut hinausweinen mögen vor innerem Schmerz.

Den Holländern blieb er übrigens nicht lange treu.

Er merkte, dieselben hatten Angst vor Deutschland. Sie glaubten, Bismarck würde eines Tages ihr Land annectieren. Diese innere Angst aber äußerte sich in gemeinen und gehässigen Schimpfereien über die Deutschen und Deutschland, die Gottfried nicht länger ertragen konnte. Auch wollte ihm die engherzige Be-

schränktheit dieser Leute die es dagegen an Hochmut und Unmaßung nicht fehlen ließen, nicht gefallen.

Er suchte ein amerikanisches Schiff, da ihn eine gewisse Angst, erkannt zu werden, von den deutschen Schiffen fern hielt.

Unter amerikanischer Flagge durchfurchte er nun fast alle Meere und sah fast alle größeren Häfen der Welt.

Schon öfters hatte er beim Anblick der meistens schön gelegenen Hafenstädte und der sich außerhalb derselben am Meeresstrande hinziehenden prachtvollen Villen, wohin sich die reich gewordenen Kaufleute wohl zurückzuziehen pflegten, den Gedanken gehabt, wenn er reich wäre und der Besitzer eines solchen, in der Südsonne üppig gelegenen Parkes und eines solchen mit allem möglichen Komfort eingerichteten Hauses. Dann könnte er vielleicht vergessen. Darauf hin ergriff ihn, wie so manchen anderen als er mit seinem Schiffe in der Kapstadt weilte, das Goldfieber, oder besser, das Diamantfieber. Er desertierte mit drei oder vier anderen Matrosen.

Seine Sprachenkenntnis — schon von der Schule her war er ja mit dem Englischen und Französischen vertraut, Holländisch aber hatte er auf dem Schiffe gelernt, so daß er also über vier Sprachen gebot und sogar mit den benachbarten Boern verkehren konnte — verschaffte ihm manche Vorteile, wie sie denn neben seiner geistigen Gewandtheit und furchtlosen Kühnheit ihm nicht bloß die Führerschaft über seinen Gefährten gab, sondern auch einen raschen Einblick in die in jenen schlagreichen Gegenden herrschenden Verhältnisse gewährte.



Dabei wurde er augenscheinlich vom Glück begünstigt. Er machte einige reiche Funde und erhielt auf diese Weise das nötige Kapital, um zu spekulieren und Handel zu treiben. Schon nach wenigen Jahren rastloser Thätigkeit hatte er, allerdings zwischen jenen gefahrlösen Abenteurerbanden, unter fast ständiger Lebensgefahr ein Kapital gesammelt, das ihn zum grundreichen Manne machte.

Er verließ die Goldminen, um sich in Rio de Janeiro niederzulassen, das ihm von den in der Südsonne glänzenden Städten am meisten imponiert hatte. Aber er bekam dort das gelbe Fieber. Und als er langsam genas, schickten ihn die Aerzte nach dem Norden.

Weder Boston noch New-York wollten ihm gefallen. So kam er in das Innere des Landes an den Michigan-See nach Chicago und ließ sich endlich in Milwaukee nieder, wo er eine Villa zum Verkaufe fand, welche ganz nach seinem Geschmacke gebaut und eingerichtet war und eine wundervolle Lage nahe dem See hatte.

Anfangs lebte er nun ganz der Ruhe und Erholung. Das einzige was er that, war, daß er in einem Kahne in den See hinausruderte.

Später schloß er sich einer Schar junger Kaufleute an, die eifrige Sportsmänner waren.

Der Sport entsprach vorzüglich seinen Neigungen und Talenten. In kurzer Zeit war er darum einer der besten Ruderer, Schwimmer, Radfahrer, Fechter, Schützen und Reiter. Aber auch in das Trinken, Wetten, und Spielen kam er hinein.

Die Stimmen des Gewissens wurden immer leiser. Es war ihm, als wenn er allmählich einem unan-

genehmen Getöse und störenden Gepöche aus dem Wege ginge. Schon tönten die ärgerlichen Laute nur noch in der Ferne. Noch einige Schritte weiter, dann war es nur noch ein vereinsamter Klang, und dann mußte alles unter dem übrigen Lärm der Welt verschwinden.

Eines Abends ging er damals von Wein und Spiel gerötet, an einer Kirche vorbei, da hörte er einen bekannten Choral, der seine Schritte kannte. Dann aber Klang des Predigers Stimme heraus, die eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der Stimme seines Vaters hatte.

Er wollte weiter eilen, aber eine unsichtbare Hand schien ihn festzuhalten. Unwillkürlich öffnete er die Kirchthür, um besser zu hören und zu schauen. Da schallten ihm die in erhöhtem Ton gesprochenen Worte des Predigers entgegen: „Thue Rechnung von Deinem Haushalte — wird es auch für Dich heißen — und weißt Du, wann Du diese Deine Rechnung vor dem ewigen Richter abzugeben hast?“

Ganz leise drückte Gottfried die Kirchthüre wieder zu und floh. Aber er war nicht den erwachenden Gewissensbissen entflohen.

Noch in später Nacht stand er am offenen Fenster und starrte in den Nebel des Sees, von wo aus ihm die greise Gestalt seines Vaters drohend winkte und auf einen Leichnam zeigte, mit langen, blonden Haaren.

Am nächsten Morgen war die Villa am See vereinsamt und zum Kauf ausgebaut.

Das war um dieselbe Zeit, als Willy Frank Gottfried wollte gesehen haben und seine Nachforschungen begann.





## VIII.

**G**ottfried ist im Urwald. Er sitzt auf einem von ihm selbst gefällten Baumstamme. Der Schweiß traust von seiner Stirn, während die Axt nachlässig in seiner Hand ruht. Er sieht hohläugig, matt und bleich aus. Sein Auge blickt düster in die traurige Umgebung. Eine armselige Blockhütte, welche in geringer Entfernung von seinem jetzigen Platze sich in der Mitte von einigen Baumstumpfen erhebt, ist seine Wohnung. Ein Stück geklärtes Land liefert ihm Mais, Kartoffeln und Gemüse, während das von ihm erlegte Wild des Waldes seinen Tisch mit dem nötigen Fleische versieht.

Es ist alles sein Werk. Er hätte stolz darauf sein können, denn es war ein Riesenwerk, das er gethan hatte. Aber er war es nicht. Ihm fehlte die Freudigkeit der Arbeit. Seine Arbeit hatte kein bestimmtes Ziel, dem er mit allen Kräften des Leibes und der Seele zustrebte. Er suchte nur müde zu werden, um schlafen zu können, und durch äußere Abspannung die innere Qual einigermaßen zu unterdrücken. Und müde war er geworden bis zur Erschöpfung.

In seiner Erschöpfung fing er an zu träumen. Es war wie eine Art Opiumrausch, welcher über

ihn kam. Längst vergessene Bilder seiner Heimat standen vor seiner Seele.

Das geheimnißvolle Flüstern des Waldes erinnerte ihn an einen Tannenwald, welcher in der Nähe seines Heimatstädtchens lag, und ein rauschender Fluß, der unsern seiner Farm vorübersloß, allerdings nicht sichtbar in dem Waldesdickicht, das ihn umgab, mahnte ihn an den schönen Rhein.

Da mußte er plötzlich einer ähnlichen Müdigkeit und Erschöpfung denken, wie er sie eben verspürte.

Es war nach einer Masernkrankheit. Er konnte kaum hundert Schritte gehen, ohne müde zu werden. Der Arzt aber hatte gesagt, seine Eltern sollen recht oft mit ihm in den Tannenwald hinaus spazieren gehen.

Der Tag war so heiß gewesen. Mit Mühe und nur durch liebevolles Zureden der Eltern hatte er den Wald erreicht. Wie alt er damals war, konnte er sich nicht mehr besinnen. Aber er war noch sehr jung. Er trug noch kurze Höschen und einen leichten Kittel, und sein Vater hatte ihn ein Stück Weg auf dem Arm getragen.

Und nun lag er auf dem weichen, elastischen Bett, das die heruntergefallenen Nadeln der Bäume schufen. Doch sein Kopf ruhte in der Mutter Schoß, die mit ihrer weichen, weißen Hand in unendlicher Liebe ihm durch die feuchten Locken fuhr.

Sein Vater sah durch eine Waldlichtung auf die sonnenbeglänzte Rheinlandschaft und pries Gottes Größe und Güte. Sein Herz war voll Dankbarkeit, daß Gott das einzige, geliebte Kind auf den Weg der Genesung geleitet hatte.

Er selbst aber lag da mit seligem Lächeln und hörte mit andachtsvollen Augen seinem Vater zu.

Seine Mutter sagte mit ihrer wohlklingenden Stimme: „Ich glaube unser Gottfried wird einmal ein frommer Mensch.“

Da sah ihn sein Vater mit einem unnennbaren Ausdruck von Liebe, Dank und Glück an. Segnend legte er die Hände auf sein Haupt: „Gottes Friede auf Deinen Wegen, mein Gottfried.“

„Vater, Mutter!“ schrie dort das arme geängstete Menschenkind im Urwald, während Thränen heißer Sehnsucht und mächtigen Heimwehs über seine Wangen rannten.

Ach, wäre er damals in seiner kindlichen Unschuld gestorben.

Jetzt umwehte ihn nur noch das Grausen. Grausen empfand er, wenn er an das Vergangene dachte, Grausen, wenn er sich die Zukunft malte. Ihm grausete das Leben, ihm grausete der Tod. Grausen schauderte ihn an, aus der Einförmigkeit und Dede dieser Waldesstille. Grausen schritt mit ihm abends in seine elende Hütte. Grausen stand morgens mit ihm auf, wenn er sein trostloses Tagewerk begann.

Jetzt erst fiel ihm ein, daß er seit vielen Wochen keinen Menschen gesehen, keines Menschen Stimme gehört hatte. Plötzlich überfiel ihn der Schrecken der Einsamkeit wie ein gewappneter Mann. Die Millionen von Baumstämmen, welche ihn umgaben, grinsten ihn an wie Gespenster. Nichts wie Himmel und Bäume. Sie schienen ihn erdrücken zu wollen. Er hätte um Hilfe schreien mögen. Er mußte zur Art greifen und, so

müde er war, weiter arbeiten, wenn er nicht wahnsinnig werden wollte.

Unvermutet wurde er von einem breitspurigen und hochgewachsenen Mann, der mit Kennerblick eine Zeit lang die Hütte, die gefälltten Baumstämme und ihn selbst gemustert hatte, angeredet: „Ich denke, es ist nicht recht, Nachbar, daß ihr Sonntags Bäume fällt.“

Gottfried wurde von dem Klang der Menschenstimme seltsam berührt. Er fuhr fast erschreckt in die Höhe.

„Ich habe nicht gewußt, daß heute Sonntag ist,“ sagte er entschuldigend.

„Mann, habt ihr denn keinen Kalender und keine Bibel?“ fragte der Fremde, den Kleidung und Ausrüstung als Hinterwäldner kennzeichneten.

Er war einer jener unerschrockenen Pioniere, von denen Nordamerika eine große Zahl besitzt, und die durch ihre unermüdlige Thatkraft, ihre Sitteneinfalt und ihre demütige Frömmigkeit nicht nur die Kultur-entwicklung fördern, sondern auch ein frisches, belebendes Element für den Staat selbst bilden.

„Nein“, sagte Gottfried. „Ich habe absichtlich alle Bücher zurückgelassen und nur Axt, Büchse, Hacke und Hammer mit in den Urwald genommen.“

„Das ist nicht gut, Mann, erwiderte der Hinterwäldner, der sich John Scherer nannte. „Axt und Bibel gehören zusammen, wenn man hier im Wald ein Heimwesen gründen will. Wenn eines von beiden fehlt, geht es zu Grunde.“

„Doch saget, wie rede ich Euch an? Ich habe

Euch jetzt schon öfters gesprochen, aber ich weiß Eueren Namen nicht einmal.“

„Nennt mich Fred Black“, sagte Gottfried. „Ihr seht schlecht aus Mr. Black“, meinte daraufhin Mr. Scherer. „Ihr seid krank. Ihr lebt zu einsam. Das hält Niemand aus auf die Länge der Zeit in diesen Wäldern.“

„Kommt ein paar Tage hinaus auf meine Farm und erholt Euch. Ich möchte Euch nicht zu Grunde gehen lassen. Wir sind zu wenig hier draußen im Walde, als daß es nicht auf den Einzelnen ankäme. Ihr seid aber ein Mann für uns. Wenn Ihr es auch nicht wolltet, wir haben Euch dort beobachtet. Eure Büchse trifft auf's Blatt und Eure Art thut keinen Fehlschlag. Aber nicht nur habt Ihr eine sichere Hand, sondern auch das Herz sitzt auf dem rechten Fleck.“

„Als es bei dem Mr. Freund brannte, waret Ihr der erste auf dem Plage, so weit und beschwerlich auch der Weg war in jener schauerlichen Nacht, die nur das Feuer des Blockhauses erleuchtete.“

„Auch wissen wir jetzt, wer die zweihundert Dollar-note in unsere Sammelbüchse für den Schulhausbau geworfen hatte.“

„Wisset Ihr, daß unser Schulhaus fertig ist, und daß wir einen Lehrer haben, einen trefflichen Mann? Er wird meine Schwester heiraten. Es hat sich schnell genug gemacht. Eigentlich bin ich hier herausgekommen, um Euch zur Hochzeit einzuladen, welche in vierzehn Tagen oder drei Wochen stattfinden soll.“

„Aber da ich Euch so krank und angegriffen aussehend finde, will ich Euch direkt mitnehmen. Thut mir den Gefallen, Mr. Black, und kommt.“

Gottfried ließ sich nicht zweimal bitten. Schon bei dem bloßen Gedanken, wieder allein sein zu müssen, überfiel ihn wieder das eben empfundene Grausen der Einsamkeit.

Mit einem fast fieberhaften Eifer packte er seine notwendigsten Sachen, warf die Büchse über die Schulter, und folgte den Spuren des in großen Schritten vorausschreitenden Mr. Scherer.







## IX.

**D**ie Farm Mr. Scherers lag einige Meilen flußabwärts in einem lieblichen Thale, das vollständig von dem Walde entblößt und von den störenden Baumstumpfen gereinigt erschien. Nur die Höhen, die das Thal einfaßten, waren mit dunkeln Nadelwäldern bedeckt. Dagegen reiheten sich auf beiden Seiten des das Thal durchfließenden Flusses Farm an Farm.

Man sah es hieran, aber noch mehr an den verzierten und mit Bequemlichkeiten aller Art eingerichteten Häusern, daß es schon eine ältere Niederlassung war, die sich aus der ersten Rauheit herausgearbeitet hatte.

Mr. Scherers Haus war aber unstreitig das größte und feinste, wie denn auch Mr. Scherer selbst als die tonangebende Persönlichkeit in Neustadt (so nannte sich die Niederlassung) gelten konnte. Sein Vater, ein ausgewanderter Deutscher, hatte sich hier am Blackwater zuerst angesiedelt und hernach noch eine Anzahl Landsleute nachgezogen. Der Uebergang zu einem Dorf, ja vielleicht zu einer großen Stadt, stand nach der über-

rasch und schnellen amerikanischen Entwicklung in nächster Aussicht.

Ein reichliches Nachessen erwartete die beiden Wanderer, wobei Gottfried ziemlich zugriff. Nach dem langen, wüsten Waldleben, wo er sein eigener Koch hatte sein müssen, überkam ihn die ganze Behaglichkeit und das stille Glück eines durch und durch geordneten Hauswesens.

Die Frau Scherer war eines jener trefflichen weiblichen Wesen, wie man sie nur unter deutschen Frauen trifft — ebenso unermüdblich fleißig und wirtschaftlich klug, als fromm, tief und sinnig; voll unendlicher Liebe zu Gott und ihren Kindern, so daß sie in deren Wohlergehen vollständig aufging und darin in selbstloser Weise ihr einziges Lebensziel und Lebensglück fand.

Ein unbeschreiblicher Friedenshauch und der Geist einer inneren seligen Gemeinschaft geht durch ein solches Haus, das den Kindern unvergeßlich bleibt und im stürmischen Leben bald als Stachel wirkt, bald ein Ziel der Sehnsucht bildet, das aber auch schon manchen Gatten, der auf schlimme Irrwege geraten war, zurückgeführt und gerettet hat.

Gottfried mußte unwillkürlich an seine Mutter denken, und alle die guten Geister seiner Kindheit erwachten.

Mr. Scherer griff nach dem Essen nach seiner Pfeife, um sich mit dem Gaste und den Kindern auf die Bank vor dem Hause in die Abendkühle zu setzen, aber Frau Scherer gab ihm die Bibel in die Hand.

„Ja,“ sagte Ihr Mann, du hast Recht, Frau, wir

dürfen von unserer Gewohnheit nicht abgehen, wir wollen zuerst noch einige Stellen aus der Bibel vorlesen und ein Vaterunser beten, ehe wir den prachtvollen Abend draußen genießen.“

Er las nicht einen besonderen Bibelabschnitt, sondern verschiedene Stellen der heiligen Schrift, die sein Vater einst mit Rottschrift angestrichen hatte.

Von diesen machten zwei Bibelworte auf Gottfried einen wunderbaren Eindruck. Obgleich er sie längst kannte, war es ihm, als ob er sie heute zum erstenmale im Leben hörte.

Das eine hieß: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“

Das andere lautete: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Waren das nicht heilige Gottesverheißungen und direkte Antworten auf die heißen Fragen, die sein armes Herz bewegten?

Ihm durchging eine Ahnung des Friedens, den ihm Gottes Gnade trotz seines Verbrechens könnte zuteil werden lassen. Ihm war so weich, so ergebungsvoll zumute, wie lange nicht.

Stillschweigend saß er da. Schweigend saß er auch draußen.

Mr. Scherer flüsterte den andern zu, sie sollten ihn in Ruhe lassen. Er wäre krank an Leib und Seele.

Es war ein reizender Frühlingsabend. Der Mond kam langsam hinter dem dunkeln Fichtenwald hervorgeflogen und spiegelte sich dann in seinem vollen Glanze in dem Wasser des Flusses, während er zugleich mit seinem Lichte das freundliche Thal füllte, das die Bergwaldungen wie mit schwarzen Rahmen umgaben.

Der junge Lehrer, der schon vor dem Essen Gottfried vorgestellt worden war und nun neben seiner Braut saß, holte seine Geige aus dem Zimmer und spielte, der allgemeinen Stimmung Ausdruck verleihend, mit ziemlicher Fertigkeit die Melodie des Liedes: „Dies ist der Tag des Herrn.“ Dann begleitete er die Kinder, welche einige Choräle sangen.

„Mr. Black,“ sagte der Farmer plötzlich, „wisset Ihr, was uns noch fehlt hier in Neustadt? Eine Kirche. Ja, wir müssen so bald als möglich eine Kirche haben. O, was will ich für Opfer bringen, wenn ich nur noch höre, daß die Glockentöne durch das Thal hindringen und eine brausende Orgel unsere Choräle begleitet!“

„Aber Frau,“ sagte er nach einer Weile, „warum singst Du denn nicht? Dich höre ich immer noch am liebsten singen.“ Singet doch einmal, Du und die Kinder und Deine Schwester, mein Lieblingslied: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?“

Frau Scherer beeilte sich, ihrem Manne den Willen zu thun. Sie sang mit einer hellen, reinen, vollen Stimme, der sich die Kinderstimmen sympathisch anschlossen, die einfache ergreifende Weise, während die Schwester mit ihrer schönen Alt die zweite Stimme dazu sang.

Selbst auf den völlig Gleichgiltigen mußte dieses hier im Urwald so reizend gesungene Lied einen Eindruck machen. Bei Gottfried aber wurden daneben alte Erinnerungen geweckt und die Worte selbst hatten eine eigentümliche Beziehung auf seinen Seelenzustand.

Als darum nach der ersten Strophe des Liedes:

„Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?  
Wer deckt sie mit schützenden Fittigen zu?  
Ach, bietet die Welt keine Freistatt mir an,  
Wo Sünde nicht herrschen, nicht anfechten kann?  
Nein, nein! nein, nein! hier ist sie nicht:  
Die Heimat der Seele — ist droben im Licht.“

eine Stille eintrat, hörte man das leise Weinen und Schluchzen Gottfrieds.

„Mann, was ist Euch?“ fragte der Farmer Gottfried, seine breite Hand teilnehmend auf dessen Schulter legend.

„Meine Mutter,“ erwiderte dieser, „hat auch so oft dieses Lied gesungen und ist jung gestorben, als ich erst so recht mit Bewußtsein sie zu lieben anfing.“

Der rauhe Farmer wischte sich eine Thräne aus den Augenwinkeln; dann aber Gottfried die Hand drückend, sagte er: „Ihr seid mir um dieser Aeußerung Eures Gefühls nur desto lieber, Mr. Black.“

Um ein anderes Gespräch einzuleiten, da er merkte, daß sein Gast nichts weiter erzählen wollte, sagte er: „Morgen gehe ich auf die Suche nach einem Pfarrer, und wenn ich bis Chicago hinunter muß. Ihr Kinder (er meinte damit das Brautpaar) sollt mir nicht ohne kirchliche Trauung bleiben. Das hält ganz anders. Nicht wahr, Alte?“ Er liebte seine Frau.

„Wenn es Euch nicht unangenehm ist“, sagte Gottfried, „dann reise ich mit Euch. Ich will nach Milwaukee, um Etliches zu ordnen. Vielleicht bringe ich auch Arbeiter mit, um mein Land zu klären und mein Haus zu bauen. Ich bin es müde, allein alles zu machen.“

Daß er beschlossen hatte, auch die Kirche in Neustadt zu bauen, sagte er nicht.





## X.

**S**er Farmer, Mr. Scherer, und Gottfried hatten einen langen Weg durch den Wald, ehe sie eine Eisenbahn und eine Station derselben erreichten. Doch endlich saßen sie in einem Bahnzug, welcher sie in höchster Fahrgewindigkeit dem Südosten entgegenführte.

Mit der zutraulichen Offenheit, welche unseren Hinterwäldler auszeichnete, erkundigte er sich bei jeder Gelegenheit, welche sich ihm bot, nach einem deutschen Prediger, welcher seine Schwägerin kopulieren sollte. Er erzählte dabei jedem, der es wissen wollte, von dem jungen trefflichen Lehrer von Neustadt und von seiner Frau und seinen Kindern, die ganz besonders dem wenig gereisten Manne im Sinne lagen.

Aber überall wurde ihm erwidert, wenn auch vielleicht da und dort ein deutscher Pfarrer zu treffen sei, daß er am besten nach Milwaukee oder Chicago ginge, wo er sicher einen Geistlichen fände, bei dem er die Trauung bestellen könne.

„Ein solcher geht am Ende aber nicht einmal heraus nach Neustadt?“ fragte der junge Farmer in seiner unbegrenzten Naivetät.

„Gewiß nicht,“ lachte man ihm entgegen. „Ja“, hieß es, „er würde überhaupt schwerlich einen Pfarrer finden, der sich um einer Trauung willen bis in ferne Urwälder wagen würde.“

„Das ist schade,“ meinte Mr. Scherer. „Ich hatte mir alles so schön ausgedacht und wollte die ganze Nachbarschaft zur Hochzeit einladen. Dann müssen wir es eben aufgeben. Aber in dem Falle geht das junge Paar besser nach Chicago, als nach Milwaukee. Denn sie haben beide noch Verwandte dort.“

Er entschloß sich jetzt kurzer Hand, nach Chicago zu reisen zur Erleichterung Gottfrieds, dem er in Milwaukee, wo er unter dem Namen Max Müller bekannt war, unbequem hätte werden können.

In Madison, einem sehr belebten Kreuzungspunkt der Bahnen, trennten sich die bisherigen Reisegefährten. Gottfried mußte einen anderen Bahnzug besteigen.

Er hatte eben Platz genommen und warf nur noch einen Blick auf den Perron. Da sah er ein schönes, blühendes Mädchen, welches in stürmischer Hast den Zug herabließ und, durch alle Fenster blickend, sichtlich nach jemand suchte. Er fühlte Mitleid mit dem armen Geschöpf in seiner unbeschreiblichen Angst, welche sich auf ihrem Gesicht ausdrückte.

Jetzt stand sie auch ihm gegenüber und sah durch sein Fenster. Einen Augenblick begegneten sich ihre Augen.

Gottfried wurde totenbleich. War das nicht Emmys Blick, waren das nicht Emmys blonde Haare, war das nicht Emmys Wesen, ihre eigentümlichen Bewegungen? Freilich war ihre Gestalt größer, voller,



entwickelter und ihr Gesicht ausgebildeter, aber es war Emmy, wie sie lebte und lebte, nur älter und über alle Vorstellung schöner und herrlicher.

Geschehen denn Wunder? Stehen Tote wieder auf?

Auch sie zuckte einen Augenblick zusammen und sah ihn groß an. Aber an ein Aussprechen war nicht zu denken.

Der Zugführer bat die Dame zurückzutreten.

Der Zug setzte sich eben in Bewegung.

„Emmy, Emmy!“ hätte er rufen mögen. Er hatte es auch vielleicht gerufen, ohne daß er es wußte. Denn die Mitreisenden sahen den seltsam aufgeregten jungen Mann, der sich beinahe aus dem Zuge stürzte, mit eigentümlichen Blicken an.

Bei der nächsten Station stieg er aus und fuhr mit dem folgenden Zug zurück nach Madison.

Trotz der Unwahrscheinlichkeit, daß sie es war, wollte er Gewißheit haben.

Allein alle seine Nachforschungen nach jener Dame blieben erfolglos.

Es hatten wohl noch mehr Leute ihre verzweifelte Angst gesehen, mit der sie jemand gesucht hatte, aber niemand hatte bemerkt, wohin sie sich später gewandt hatte. Um sich dem jungen Manne, dem so viel daran lag und der nicht mit dem Gelde geizte, gefällig zu zeigen, stellten sie wohl Behauptungen auf, aber dieselben widersprachen sich oder erwiesen sich als falsch.

Der eine sagte, sie hätte ihre Mutter, der andere ihren Vater, ein dritter ihre Schwester, ein vierter ihren Gatten gesucht. Ebenso erklärte einer, sie sei zu Fuß fortgegangen, der andere zu Wagen. Ein dritter

vermutete, daß sie nach Chicago zurückgefahren, da sie dorthier gekommen sei. Ein vierter meinte, sie hätte sich dem Westen zugewandt.

Gottfried mußte zu seinem großen Schmerze alle Bemühungen aufgeben. Das Mädchen war wie von dem Erdboden verschwunden.

Er ging nach Milwaukee, um seine Geschäfte zu besorgen.





## XI.

**S**chon nach wenigen Tagen kehrte Gottfried in eigentümlicher Stimmung nach Neustadt zurück. Im ganzen war er entmutigter als damals, als er gegangen war.

Es war ihm zu Mute wie einem müden und durstigen Wüsten- oder Steppenwanderer, der durch eine Fata Morgana getäuscht worden ist und nun noch müder und hoffnungsloser wie früher sich weiterschleppt.

Er hatte längere Zeit an dem überraschten Blick, den er an der fremden Dame beobachtet zu haben glaubte, gezehrt. Endlich sagte er sich: „Es war alles Täuschung. Irgend ein merkwürdiges Naturspiel hat mich geäfft. Sie ist tot und bleibt tot. Das Vaterhaus, die Heimat und der Himmel bleiben mir für ewig verschlossen.“

So trostlos übrigens auch seine Worte lauteten, so kamen doch jetzt öfters Augenblicke über ihn, in welchen seine Hoffnung auf Gottes Gnade wuchs. Er hatte sich neben den Arbeitern, welche seinen Wald klären sollten, auch eine Bibel mitgebracht, um in seiner einsamen Blockhütte darin zu lesen.

Auch erinnerte er sich jetzt mehr und mehr an

kräftige Bibelsprüche, welche sein Vater oft gebraucht hatte, aus denen ihm reicher Trost erwuchs.

So zum Beispiel: „Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“

Oder: „Nun wir sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesum Christum.“

Oder: „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von allen Sünden.“

Uebrigens kam noch ein anderes hinzu, was die ganze Energie des jungen Mannes wachrief und dadurch die Selbstquälerei desselben auf einige Zeit beendete.

In einer der nächstfolgenden Nächte bemerkte ein Arbeiter auf seiner Farm einen in Neustadt ausgebrochenen Brand. Er eilte mit seinen Leuten auf die Brandstätte, wo es allerdings nichts mehr zu löschen gab, wo sich aber alle in höchster Bestürzung befanden.

Hier sah man deutlich, daß das Feuer gelegt war, was man schon bei dem früheren Brande allgemein vermutet hatte, welche Ansicht man damals allmählich aufgab, da kein eigentlicher Beweis vorlag. Diesmal war jedoch ein offener Raubüberfall damit verbunden gewesen.

Das Haus und die Stallungen waren bereits vor dem Anzünden geplündert worden, und nicht bloß die Pferde, sondern auch die Ochsen und Kinder hatte man fortgetrieben. Allein um die Schrecken des Ganzen zu vermehren, fand man, daß durch das schnelle Umsichgreifen des Feuers eine alte Frau und ein hilfloses

Kind um das Leben gekommen waren, ehe man sie retten konnte.

Es wurde ein in diesen äußersten Niederlassungen sehr berücksichtigter und gefürchteter Name genannt, „The Red Cobbler,“ „der rote Schuster,“ ein Irländer, welcher schon seit Jahren im Verein mit Indianern und anderem räuberischen Gefindel diese einzelnen stehenden Farmen heunruhigte. In Neustadt, wo doch Niederlassung an Niederlassung grenzte, hatte man keinen Angriff gefürchtet.

Jetzt erfaßte alle eine namenlose Angst. Man sah, die Kühnheit des Schurken wuchs. Es war Zeit, daß man etwas gegen ihn unternahm.

Aus Mangel eines richtigen Anführers hatte man die Verfolgung noch nicht begonnen. Mr. John Scherer war immer noch nicht zurückgekehrt. Da stellte sich Gottfried an die Spitze des wohlbewaffneten Haufens, dem sich auch seine Arbeiter anschlossen.

Den Hinterwäldlern, die darin eine bedeutende Uebung besitzen, war es ein Leichtes, die Spuren der Räuberbande zu verfolgen, zumal sie Pferde und Kinder mit sich schleppten. Am rechten Zorneseifer fehlte es hierbei auch nicht, um die Schritte der Verfolger zu beflügeln. So erreichten schon zu Mittag des folgenden Tages die Neustädter den räuberischen Zug, der sich, eines Ueberfalles nicht gewärtig, zum behaglichen Verzehren eines geschlachteten Kindes niedergelassen hatte.

Durch die Klugheit und Vorsicht Gottfrieds, welcher in seinem Abenteuerleben manche Erfahrung gesammelt hatte, gelang es, die Räuber unvermerkt zu umzingeln

und sich, ohne daß ein ernstler Gebrauch der Waffen nötig wurde, der Beute sowohl als des größten Teils der Räuber, welche sofort gefesselt wurden, zu bemächtigen. Nur der „rote Schuster“ und zwei der verzweifeltsten Burschen schlugen sich durch. Doch Gottfried mit einigen Freiwilligen war ihnen auf den Fersen.

Vorzugsweise hatte man es auf die Ergreifung des „roten Schusters“, als der Seele aller vorgekommenen Raubanfälle, abgesehen. Auf seinen Kopf war auch ein Preis gesetzt. So ließ Gottfried, als sich endlich nach mehreren Tagen der beschwerlichsten Verfolgung eine Gelegenheit bot, dieses ebenso listigen wie verzweifelten Burschen habhaft zu werden, lieber einen seiner Begleiter entweichen, um den berüchtigten Räuberhauptmann selbst im Triumph nach Neustadt zu führen.

Die Heimkehrenden wurden mit großen Dank- und Freudenbezeugungen empfangen. Man war schon in Angst um sie gewesen. Zumal wurde die Vorsicht und Tapferkeit Gottfrieds gepriesen. Er war auf einmal die angesehenste Persönlichkeit in Neustadt geworden. Man mußte auch jetzt von seinem Plane, den Neustädtern eine Kirche zu bauen. Die ersten Bauleute und die ersten Materialien dazu waren während der Zeit seiner Abwesenheit eingetroffen.

Es ging das Gerücht durch die einzelnen Farmen, er wäre ein unendlich reicher deutscher Graf, der nur zu seinem Vergnügen sich in dem Urwald niedergelassen habe.

Als darum Gottfried seinen Freund Scherer aufsuchte, der wirklich einen Pfarrer aufgetrieben und

mit nach Neustadt gebracht hatte, wurde er allerdings mit der alten Herzlichkeit, aber auch mit einer ganz neuen Ehrerbietung empfangen.

„Ich bitte Sie, Mr. Scherer,“ sagte Gottfried, „lassen Sie doch diese Thorheiten, Geld habe ich wohl ein wenig, aber sonst bin ich ein armer, heimatloser Bursche, welcher froh ist, wenn ihn die Neustädter freundlich aufnehmen.“

„Erzählen Sie mir lieber etwas von Ihrer Reise und wie Sie zu dem Pfarrer gekommen sind. „Wo haben Sie ihn gefunden?“

„In Chicago, geradezu auf der Straße,“ lachte Mr. Scherer.

„Er ist ein sehr alter Mann, der nicht mehr gut sieht und hört. Ich denke, daß ich bis jetzt bei keinem Menschen, abgesehen von seinem Alter und seiner Schwäche, auch sonst eine größere Unbeholfenheit und dabei eine wunderbarere Vertrauensseligkeit gefunden habe, als bei ihm.“

„Ich habe ihn geradezu den Pferden unter den Hufen weggerissen, sonst hätten sie ihn zertreten. Er macht davon nicht viel Wesens. An seinem Leben liegt ihm nichts.“

„Ihn bekümmert zunächst eine Tochter, die er hier noch nicht lange verloren hat und um deren Schicksal er sehr besorgt ist. Eigentlich aber sucht er einen Sohn, der sich vor ihm verbirgt. Gott, was muß das für ein schrecklicher Sohn sein, der diesen unbeholfenen Greis die weite, beschwerliche Reise nach Amerika machen läßt, um ihn zu suchen.“

„Se ehrwürdiger und schwächer mir der alte Herr

erschien, desto mächtiger wurde mein Zorn über diesen unkindlichen Menschen.“

Gottfried wurde bald blaß, bald rot. Es war gut, daß es dämmerte, sonst hätte der Farmer seinen Zustand bemerkt. Eine ungeheure Aufregung war über ihn gekommen. Sollte der alte Pfarrer sein Vater sein? Nur die Tochter machte ihn irre.

„Ich hatte Bedenken,“ fuhr Mr. Scherer fort, „den Mann hierher in den Urwald zu schleppen. Aber er selbst hat diese Bedenken zerstreut. Er sagte, Gott könne ihn auch in dem Urwald seinen Sohn finden lassen.“

Es war sein Vater. Gottfried hatte keinen Zweifel mehr. Eine solch kindlich hohe Glaubenseinfalt war sonst selten in der Welt. Es konnte nur sein Vater sein.

„Kann ich den Pfarrer nicht sehen?“ fragte Gottfried mit bebender Stimme. Er meinte, es nicht auszuhalten zu können, ohne Gewißheit zu haben.

„Ich glaube, er ist schon zur Ruhe gegangen,“ erwiderte Mr. Scherer.

„Dann will ich auch gehen,“ sagte Gottfried. — „Sie wollen nicht bei mir bleiben?“

Nein, ich denke, daß ich heim muß, da ich die Arbeiter draußen habe.“

Aber er ging nicht heim, sondern umirrte das Scherer'sche Haus die ganze Nacht, um morgens, wenn sein Vater nach seiner Gewohnheit frühe das Fenster öffnete, den ersten Blick von ihm zu empfangen.







## XII.

**D**er alte Pfarrer Weiden war mit seiner Adoptivtochter Emmy Müller glücklich bis Chicago gekommen. Zum Zweck ihrer Reise hatten sie sich vorher mit Willy Frank in Briefwechsel gesetzt, welcher nicht bloß ihre Absicht, nach Amerika zu kommen gebilligt, sondern ihnen auch bei einem Schwager, welcher auf einem Landsitz zwischen Chicago und Milwaukee wohnte, militärisch ausgedrückt, Quartier gemacht hatte.

In Chicago aber wollte Emmy eine Kommission ausführen für eine Bekannte ihrer Familie, welche ihr einen Brief zur persönlichen Besorgung übergeben hatte. Da Emmy viel länger ausblieb, als sie anfangs beabsichtigt hatte, geriet jedoch der alte Mann in Unruhe. Er verließ den Gasthof, wo sie abgestiegen waren, um sich nach ihr umzusehen, verlor sich aber in dem Straßengewirr und fand, als er zurückkehren wollte, daß er den Gasthof, sowie auch die Straße, wo derselbe stand, völlig vergessen hatte.

Emmy war in Verzweiflung, als sie heimkam und ihren Reisegefährten nicht vorfand. Wohin war er geraten? Und wenn er sich nicht wieder zurecht fand,

was sollte er anfangen? Er hatte kein Geld, da er doch nicht damit umzugehen wußte. Sie führte die Kasse, wie sie denn auch die ganze Leitung der Reise übernommen hatte.

Sie irrte nun selbst in den Straßen Chicagos umher. Da sie aber bald in ihrem einfach, praktischen Sinn das Nutzlose desselben einsah, beschloß sie zunächst den Schwager Willy Franks, den Richter James Ellis aufzusuchen, der verabredetermaßen beide in Madison gerade an diesem Tage mit einer Chaise abholen lassen wollte.

Daß sie in Madison in die Bahnzüge hineinschaute war mehr eine That ihrer inneren Unruhe und Angst als der Ueberlegung.

Sie glaubte selbst nicht daran, daß sie den Pfarrer dort finden würde. Denn, wenn er zufällig sich auch des Namens Madison erinnert hätte, und in Chicago den Bahnhof erfragt haben würde, hatte er ja kein Fahr- billet. Aber da sie dagegen dort den Wagen traf, welcher von Richter Ellis geschickt war, fuhr sie nach dessen Haus, um im Verein mit diesem und später noch Willy Franks, welcher auf die Mitteilung von dem Verschwinden des Pfarrers herbeigeeilt war, alle möglichen Anstrengungen zu machen, des alten Mannes wieder habhaft zu werden.

Der alte Pfarrer Weiden aber wäre in dem hastigen Treiben der mächtigen Weltstadt, wo man nicht gewöhnt ist, sich viel um den andern zu kümmern, bei seiner Gebrechlichkeit und Unbeholfenheit, ehe ihm Hilfe gebracht wurde, wahrscheinlich verkommen, wenn Gott ihm nicht schon seinen Führer ausgewählt gehabt hätte.

Dessen starkem Arm überließ sich denn der ehrwürdige Herr auch in unbedingtem Vertrauen, so wenig er wohl bisher von einem Farmer John Scherer in der Welt gewußt haben konnte. Er sah in demselben eben ein gottgesandtes Werkzeug, einen Engel, wenn auch wenigstens äußerlich, da der riesenhafte Hinterwäldler gewiß keinem Engel gleich. Innerlich mochte er ja mehr davon haben, als tausende von anmutigen und zierlichen Geschöpfen.

In seiner äußersten Not und Herzensangst, da er ohne sich helfen zu können, vor Müdigkeit und Hunger schwindelig, immer tiefer in das Straßengekümmel hineingeriet, hatte er in innigstem Gebete um Hilfe gerufen. Und als nun die Hilfe noch rechtzeitig kam, war er fest überzeugt, daß Gott ihn durch diesen Mann auf den rechten Weg bringen würde.

Und war es etwa nicht der rechte Weg?

Als er, wie sein Sohn richtig vermutet hatte, am nächsten Morgen, trotz der anstrengenden Reise, der Früheste im Hause am Fenster stand, war der lange Vermißte und in einer halben Welt Gesuchte, nur wenige Schritte von ihm entfernt. Freilich sah das alte, blöde Auge des Vaters seinen Sohn nicht, zumal derselbe sich dessen Blick entzog. Auch schaute der alte Herr statt unter sich und neben sich, nach den dunkeln Schatten des unendlichen Waldes, der sich vor ihm ausbreitete und nach dem Himmel, der sich auch über den Urwald wölbt. Desto deutlicher sah der Sohn das ehrwürdige Gesicht seines Vaters und merkte die neuen Falten und Furchen, welche Kummer und Alter in dasselbe gezogen hatten.

Die Wucht der Gefühle, welche Gottfried durchwogten, machten den starken, jungen Mann fast ohnmächtig. Was war sein bisheriger Schmerz gewesen, gegen diese innere Pein, welche er empfand im Anblick dieses abgemagerten und tiefbekümmerten Greifenantlitzes? Wie war es nur möglich gewesen, ihn so oft zu kränken wie er es gethan hatte, und seinen alten Vater gar zu verhöhnen und dann auch noch durch seine verruchte That und seinen Selbstmordversuch ihm das größte Leid anzuthun und seine letzten Lebenstage zu verbittern? Neben dieser erschütternden Qual erfaßte ihn eine Liebesehnsucht, die ihn fast widerstandslos zu den Füßen seines Vaters hintrieb. Was hätte er darum gegeben, wenn er sich an der Brust seines guten, guten Vaters hätte ausweinen können und derselbe versöhnende Worte des Friedens zu ihm gesprochen hätte.

Nun — warum ging er nicht zu ihm? Warum sprach er nicht wie einst der verlorene Sohn, der ja auch zu seinem Vater ging: „Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir, und ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße?“

Ihn folterte noch immer der selbstquälerische Gedanke, seine Sünde sei zu groß, als daß sie vergeben werden könne.

Er meinte, einem Mörder und Selbstmörder könne Gott nicht gnädig sein, und so könne ihn auch sein Vater nicht wieder an seine Brust ziehen.

Er besaß wohl die Demut, aber nicht den Mut der Reue. Ihm fehlte zur Heimkehr die Hoffnung auf Begnadigung, so sehr ihm auch seine Sünden leid thaten. Sein Herz verzehrte sich gleich einem Dürstenden,

der nicht wagt, das Glas Wasser zu ergreifen, das vor ihm steht.

Da sein Vater die Hände zum Gebet faltete, wollte er sie auch falten, wie er so oft daheim bei seinem Vater gebetet hatte, aber ein Geräusch im Hause störte ihn und scheuchte ihn hinaus in den Wald.

Aber in den Wald nahm er mit das Gefühl der Nähe seines Vaters und den fast unüberwindlichen Drang, ihn aufzusuchen.

Er dachte sich, er wolle seinen Vater mit den aus-  
gesuchtesten Aufmerksamkeiten umgeben und denselben  
unerkannt ausforschen, wie er über ihn denke. Doch  
fand er bald, daß das doch nur ein schlechtes Aus-  
kunftsmittel sei. Sein Vater war nicht über das Welt-  
meer gekommen, um unerkannt Aufmerksamkeiten von  
ihm zu erhalten. Er wollte ihn selbst haben.

Sollte denn wirklich die Liebe größer sein als die  
Sünde?

Er hielt den Atem an, als dieser Gedanke in ihm  
keimte und heranwuchs.

An jenem verhängnisvollen Morgen, als sein Vater  
den Schülern in dem Institut seines Heimatstädtchens  
so sehr zürnte, hatte er sie das Lied lernen lassen, was  
sie allerdings schlecht gelernt hatten: „Aus tiefer Not  
schrei ich zu dir“. Er selbst hatte aber die letzte  
Strophe herzusagen gehabt:

Ob bei uns ist der Sünden viel,  
Bei Gott ist viel mehr Gnade,  
Sein Hand, zu helfen hat kein Ziel,  
Wie groß auch sei der Schade.

Damals hatte er diese Verse nur schlecht hergesagt, jetzt wußte er sie plötzlich und rief zu seinem Troste immer lauter: „Bei Gott ist viel mehr Gnade.“

Ja, Gottes Gnade ist größer als die Sünde.

Als Gottfried nach stundenlangem Umherirren im Walde seine Farm erreichte, sagten ihm seine Arbeiter, es sei ein Bote da gewesen, um ihn nach Neustadt zu rufen, da das Gericht dort sei, um den geschehenen Brandmord an Ort und Stelle zu untersuchen, daß aber auch der alte Pfarrer ihn zu sprechen wünschte über den Kirchenbau und anderes.

Obgleich Gottfried sich sehr müde und hungrig fühlte, nahm er sich kaum Zeit, ein paar Bissen zu essen, so sehr drängte es ihn, nach Neustadt zu eilen.

Das Gericht war es nicht, was ihn trieb. Das hätte er gerne entbehrt. Sein Vater rief ihn. Zu seinem Vater wollte er gehen.





### XIII.

**M**r. Scherer, der auf Drängen des ungeduldig werdenden Richters, Gottfried entgegen gegangen war, nötigte ihn fast gegen seinen Willen, da ihn jetzt zunächst verlangte, seinen Vater zu sprechen, zuerst vor Gericht zu erscheinen.

Doch Gericht durfte man es eigentlich nicht nennen. Es war dieses nur eine Voruntersuchung an Ort und Stelle, die der Richter des Bezirks, Mr. Ellis, in Begleitung von Sachverständigen vornahm.

Man sah immer mehr, wie gefährlich und weit verzweigt die eingebrachte Räuberbande gewesen war, und der Fall, der vor das nächste Geschworenengericht kommen sollte, wuchs von Tag zu Tag an Wichtigkeit.

Der amtlichen Reise des Mr. Ellis hatte sich übrigens noch eine Gesellschaft von Herren und Damen angeschlossen, die an der Untersuchung gänzlich unbetheilt waren, und die zumteil das schöne Frühlingswetter und die Neugierde, den Urwald zu sehen, zum Teil eine Nachricht von dem verschwundenen Pfarrer Weiden, welche nach dieser Gegend wies, dazu angetrieben hatte.

Die Richter waren im Schulsaal versammelt, während die andere Gesellschaft mit Hilfe der mitgenommenen Diener ihre Reisezelle auf einer nahen Wiese im Schatten einiger Urwaldbäume aufgeschlagen hatte.

„Mr. Black,“ sagte Mr. Ellis zu Gottfried, als dieser ihn von Mr. Scherer vorgestellt wurde, „ich beglückwünsche Sie, daß es Ihnen gelungen ist, eine Räuberbande von solcher Größe und Wichtigkeit zu sprengen, und spreche Ihnen vorläufig den Dank der Grasschaft aus, möchte mir aber vorbehalten, Ihre Verdienste noch weiteren Kreisen bekannt zu machen.“

„Ich habe noch auf Sie gewartet, obgleich ich über den Thatbestand genügend orientiert bin, da ich Sie als Anführer der Expedition gegen die Räuber noch gern gesprochen hätte und Ihnen zugleich die Mitteilung machen wollte, daß sie bei dem demnächst stattfindenden Schwurgericht als Geschworener fungieren werden. Ihre Ortschaft hier bezeichnet sie als einen Mann von großer Einsicht, von vorzüglichem Ruf und dem nötigen Vermögen, um einen kleinen Zeit- und Geldverlust leicht ertragen zu können.“

Gottfried war sichtlich das Amt eines Geschworenen nicht angenehm, obwohl ihm ja eine Ehre damit angethan werden sollte. Er wurde feuerrot im Gesicht und sagte, den Richter unterbrechend: „Ich will ja Ihnen gern alle Auskunft geben über die Gefangennahme der Räuber, aber das Amt eines Geschworenen nehme ich nicht an.“

„Diese Weigerung wird Ihnen wenig helfen,“ erwiderte Mr. Ellis, vornehm die Achsel zuckend. „Ich glaube eine Laune oder Bequemlichkeit darin zu er-



blicken. Nur Krankheit oder Unwürdigkeit würde Sie entschuldigen.“

„Nun, ich bin unwürdig,“ sagte Gottfried barsch. „Ich muß mir deshalb auch sonst alle Ehren und Auszeichnungen verbitten. Wenn ich etwas Gutes stifte, will ich es in der Stille thun.“

„Unwürdig? Das müssen Sie erst beweisen,“ antwortete ernst Mr. Ellis.

„Ich kann nicht über Mörder zu Gericht sitzen, weil ich selbst ein Menschenleben auf dem Gewissen habe,“ sagte ruhig Gottfried.

„Ha!“ rief Mr. Ellis, der als eingefleischter Jurist einen neuen Kriminalfall witterte.

„Glauben Sie ihm nicht, Schwager,“ kam jetzt eine Stimme aus dem Hintergrunde. „Er klagt sich fälschlich an; ich weiß es besser.“

Mr. Willy Frank, der als Rechtsanwalt den Verhandlungen beiwohnte, trat jetzt vor und sagte, Gottfried die Hand entgegenstreckend: „Gottfried Weiden, denn so ist Dein Name und nicht, wie Du vorgiebst, Mr. Black oder Max Müller, kennst Du mich nicht mehr?“

Es war nicht leicht in dem stattlichen Manne mit dem mächtigen, blonden Vollbart den schwächtigen Deutsch-Amerikaner aus dem Institut wieder zuerkennen, aber Gottfried kam eine Ahnung.

„Mr. Frank vielleicht?“ fragte er.

„Ja, Du hast recht,“ erwiderte dieser.

„Aber nun verzeihe mir, alter Schulkamerad, meine unbesonnene Aeußerung von damals. Ich habe lange genug um deswegen gelitten.“

„O, ich habe um Verzeihung zu bitten,“ meinte Gottfried, aber Willy Frank unterbrach ihn: „Schweige doch von dem kleinen Wasserbad, das mir ganz gesund war! Ich allein bin der Schuldige. Ich hatte Dich schwer beleidigt und mit Unrecht Dir Deine Ehre genommen, wie ich damals schon erfuhr und wie ich hier immer mehr erkenne.“

„Aber heute habe ich Gelegenheit mich zu reванchieren, und ich erkläre Dich hier öffentlich für einen Ehrenmann und werbe um Deine Freundschaft. Die Anklage aber, die Du gegen Dich selbst erhebst, erkläre ich für unwahr.“

„Wie ist das möglich?“ fragte Gottfried mit unsicherer Stimme.

In den Augen Willy Franks schimmerte es feucht vor freudiger Rührung, als er feierlich sagte: „Weil Emmy lebt, weil sie da draußen auf der Wiese voll Leben und Gesundheit spielt, die Du für immer in den Fluten des Rheines begraben wähtest.“

„Emmy lebt? Emmy ist draußen? O Gott, o Gott — Ich kann es ja nicht glauben.“

Er sank auf die Kniee. Eine so mächtige Aufregung hatte ihn erfaßt, daß er nicht stehen konnte. Ein mächtiger Thränenstrom erleichterte das Uebermaß seiner Gefühle.

Noch unter Thränen rief er dann wieder aufstehend, indem er Willys Hand erfaßte: „Ist es denn wirklich wahr?“

„Ei, so komm doch und siehe selbst!“ antwortete Willy, ebenfalls Thränen in den Augen.

Im hinausgehen sagte Gottfried: „Dann habe ich sie auch schon einmal in Madison gesehen.“

„Gewiß hast du sie gesehen, denn sie glaubt auch dich gesehen zu haben!“

Als sie sich der Wiese näherten, rief Willy: „Miß Emmy raten Sie einmal, wen ich da bringe?“

Emmy machte anfangs ein verlegenes Gesicht, dann aber leuchteten ihre Augen auf und sie jauchzte: „Er ist es — er ist es!“

Aber auch Gottfried konnte sich nun nicht mehr halten. „Emmy, Emmy!“ rief er, ihr entgegeneilend.

„Gottfried, Emmy!“

Ein heller, unbeschreiblicher Jubelton klang weit über die Wiese hinaus bis in den Urwald hinein. Und dann lagen sie sich in den Armen und herzten und küßten sich wie Kinder. Aber auf einmal merkten sie, daß sie schon lange keine Kinder mehr waren.

Emmy wurde feuerrot vor Scham und Gottfried leichenblaß.

„Vielleicht,“ stammelte er, sich umsehend, „bin ich zu weit gegangen in meiner Selbstvergeffenheit. Solche Schönheit, wie die Emmys, konnte nicht unbeachtet bleiben. Vielleicht hat jemand ältere Rechte. Vielleicht du, Willy?“ Die alte Eifersucht schien sich wieder zu regen.

„Da sei nur getrost, alter Junge,“ lachte Willy, „ich bin schon versehen. Darf ich dir hier meine Frau vorstellen? Und zu Hause haben wir ein prächtiges Baby.“

„Auch hast du dich gegen sonst niemand verfehlt. Emmy hat nur einen stets in ihrem Herzen getragen und das bist Du, Dich hätte sie bis an das Ende der Welt gesucht.“

„Emmy, ist es wahr? Liebst Du mich wirklich obwohl ich so schlimm gegen Dich war?“

Das Mädchen barg beschämt ihr erglühendes Gesicht an den Busen der Mrs. Frank, die ihr bereits eine rechte Freundin geworden war.

Gottfried aber, die Innigkeit ihrer Gefühle erkennend, sagte, die Hände faltend: „Wie kannst du begnadigen und beseligen, du treuer Gott!“

„Aber jetzt laffet uns zu unserem Vater gehen, den wir schon zu lange vernachlässigt haben.“

„Unser Vater — dein Vater ist hier?“ riefen Emmy und Willy fast zu gleicher Zeit.

„Ja, Mr. Scherer hat ihn gestern Abend von Chicago aus mitgebracht,“ sagte Gottfried. „Ich wollte ihn eben auffuchen, als man mich fast mit Gewalt vor den Richter brachte. Aber, Gott im Himmel sei Dank, wie ganz anders kann ich ihm jetzt entgegen-treten, als ich noch heute Morgen dachte.“

„Ist der alte Pfarrer wirklich Ihr Vater, Mr. Black?“ fragte jetzt Mr. Scherer, welcher der Entwicklung der Dinge mit großer Spannung gefolgt war, „und Sie sind seine Tochter, oder er nennt Sie wenigstens so, mein Fräulein? O, dann ist der alte Herr ein wirklicher Prophet. Er sagte mir noch heute Morgen, daß er glaube, heute noch seinen Sohn und seine Tochter sehen zu dürfen. Ich will vorauslaufen und ihm sagen, daß er sich nicht getäuscht hat.“

„Sagen Sie aber zuerst nur von seiner Tochter“, meinte Mr. Frank. „Es könnte sonst zu viel für die Kräfte des alten Mannes werden.“

Der Pfarrer Weiden saß unter den Kindern Mr.

Scherers auf der Veranda des Hauses, als Mr. Scherer ihm verkündigte, eine Dame wollte ihn sprechen.

„Ja, das wird Emmy sein,“ sagte er erfreut.

„Ja, ich bin es,“ sagte diese rasch vortretend und ihm die Hand küssend.

„O Emmy, wie habe ich dich vermißt,“ versetzte er, ihr seine Hand auf das Haupt legend. „Du siehst aber, der wunderbare Gott hat mich nicht verlassen und Dich auf ebenso wunderbare Weise wieder zu mir geführt. Er wird mich auch meinen Sohn noch finden lassen.“

„Er ist schon gefunden,“ sagte freudig Emmy.

„O Gott, mein Traum, mein Traum von heute Nacht. Wo ist er? Wo ist er?“

„Hier Vater, hier!“ rief Gottfried, als seine aufgeregten Gefühle ihn zu Wort kommen ließen.

„Kannst Du mir auch verzeihen, daß ich so lange an Deiner Liebe zweifelte und daß Du erst über das Weltmeer kommen mußtest, um mich die Größe Deiner Liebe zu lehren?“

„O Kind, als ich Dich suchen ging, hatte ich Dir schon alles verziehen, sonst hätte ich Dich nicht gesucht. Und hat Gott nicht alles zum Guten gewandt, wie sollte ich denn zürnen? Du Armer, hast mehr gelitten als wir alle. Du hast den Frieden gesucht und hast ihn nicht finden können. Ich sehe alle Deine Herzenskämpfe vor mir.“

„Bist Du nicht jener räthelhafte Mr. Black, von dem mir mein Hauswirt so Vieles und Erfreuliches erzählt hat?“

„Vater, es ist wunderbar, daß Du, während doch

Deine leiblichen Augen immer schwächer werden, geistige Dinge siehst, die anderen Leuten verborgen bleiben.“

„Das ist nichts wunderbares mein Kind. Ich sehe überall nur die Wunderwege der göttlichen Liebe, und da wird mir das Dunkelfste licht und klar. Aber setze Dich neben mich, mein Sohn. Ich habe Dich lange nicht gesehen und lange Deine Stimme nicht gehört.“

„Wie bist Du groß und stark und bärtig geworden im Kampfe mit der Welt.

Emmy, willst Du Dich nicht auch hierher setzen? Du darfst mich nicht mehr verlassen.“

„Vater, wir wollen Dich überhaupt nicht mehr verlassen, und wenn Du unseren Herzensbund segnen wolltest, möchten wir ein Paar zusammen werden,“ sagte Gottfried.

„O Kinder, Kinder,“ rief da der alte Mann tief bewegt, „was ist das ein glücklicher, heiliger Tag heute, wo Gott alle unsere Wünsche erfüllt!“

Er legte segnend die Hände auf ihre Häupter.

„Darf ich auch um Ihren Segen bitten, Herr Pfarrer?“ rief da plötzlich Willy Frank, der das Paar begleitet hatte.

„Das ist des guten Frank Stimme, wenn ich auch seine Gestalt nicht mehr erkenne. Er ist überall dabei, wo etwas Gutes geschaffen wird. Ich begrüße in Ihrem geliebten Vaterlande Amerika, Mr. Frank. Wer hätte je gedacht, daß ich noch in meinen alten Tagen dorthin kommen würde?“

„Sie werden ja auch wohl bei uns bleiben?“ fragte Mr. Frank.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete der Greis.

„Meine Tage hier unten sind gezählt. Ich werde dort leben und sterben, wo meine Kinder sind.“

„Ich aber werde vor der Hand hier im Urwald bleiben müssen, da ich hier noch ein Werk zu vollenden habe,“ sagte Gottfried.

„Willst Du Deine Villa am Michigansee wirklich verkaufen?“ fragte Mr. Frank.

„Wie werde ich, da ich mir heute erst eine Braut erworben habe?“ erwiderte Gottfried lächelnd. „Sie will doch nicht immer Baumstämme sehen. Aber ich bedarf noch sehr der inneren Sammlung, bis ich wieder hinaus in die Welt gehe.“

„Doch was soll ich viel von der Zukunft reden, da die Gegenwart so schön ist.“

Er umfaßte die Hände seines Vaters und seiner Braut.

Es folgte darauf noch ein Vorstellen ein Händedrücken und Abschiednehmen der verschiedenen Herrschaften, die sämtlich von der Wiese und den Zelten herbeigekommen waren, und ein Versprechen des Wiedersehens.

Am Abend aber des ereignisreichen Tages saßen ebenso wie vor einigen Tagen die Familie Scherer, denen sich aber jetzt außer Gottfried noch der alte Pfarrer und Emmy angeschlossen hatten, auf der Veranda des Hauses. Aber welches Bild des Friedens und des Glücks gewährte jetzt Gottfried, der zwischen seinem Vater und seiner Braut saß.

Der Lehrer aber stimmte auf seiner Geige das Lied an: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“ zc.

und kräftig wurde von allen Seiten mitgesungen, zumal als die letzte Strophe kam:

„So kommet vor sein Angesicht,  
Mit jauchzen Dank zu bringen;  
Bezahlet die gelobte Pflicht  
Und laßt uns fröhlich singen:  
Gott hat es alles wohlbedacht,  
Und alles, alles recht gemacht.  
Gebt unserm Gott die Ehre!“







❧ Hausbibliothek. ❧

1. **Echte und falsche Edelsteine.** Erzählung von Adelheid von Rothenburg, geb. v. Jaström. Zweite Auflage. kart. *M.* 1.—, eleg. geb. *M.* 1.50.
2. **Die Rose von Benares.** Von Martha Gtner (Erich Norden). Zweite Auflage. kart. *M.* 1.—, eleg. geb. *M.* 1.50.
3. **Gib Smith, der Missionar.** Von Martha Gtner (Erich Norden). Fortsetzung von „Die Rose von Benares.“ kart. *M.* 1.—, eleg. geb. *M.* 1.50.
4. **Ludwig Richter, der Maler des deutschen Hauses.** Ein Volksbüchlein für Jung und Alt von Johannes Köhnlein. Mit einem Portrait Richters, und Abbildungen im Text. kart. *M.* 1.—, eleg. geb. *M.* 1.50.
5. **Bernhard Göler, ein Ritterleben aus der Reformationszeit** nach Urkunden zusammengestellt von Ernst August von Göler. kart. *M.* 1.—, eleg. geb. *M.* 1.50.
6. **Aus der Heimat für die Heimat.** Von Emil Frommel. kart. *M.* 1.—, eleg. geb. *M.* 1.50.
7. **Reiseskizzen aus Spanien.** Von C. Ahles, Stadtpfarrer in Mannheim. kart. *M.* 1.—, eleg. geb. *M.* 1.50.
8. **Allerlei Gotteswege.** Volkserzählungen von Theodor Hoffmann. kart. *M.* 1.—, eleg. geb. *M.* 1.50.  
Inhalt: Jesus lebt. — Eine Verurteilung. — Eine Predigt auf dem Wasser. — Friede auf Erden.
9. **Peterchen im Moore.** Eine Erzählung aus dem Hessenlande von Adelheid von Rothenburg. Mit einem Titelbild von M. Voewe. kart. *M.* 1.—, eleg. geb. *M.* 1.50.
10. **Die Waise.** Erzählung von Martha Gtner (Erich Norden). kart. *M.* 1.—, eleg. geb. *M.* 1.50.
11. **Johannes Mettenheimer.** Eine Erzählung aus dem Jahre 1529. Von Theodor Hoffmann. kart. *M.* 1.—, eleg. geb. *M.* 1.50.
12. **Martin Meiser.** Wunderbare Lebensführung eines Arztes erzählt von Dr. G. H. von Schubert; kart. *M.* 1.50, eleg. geb. *M.* 2.—.
13. **Nur freu.** Vier Erzählungen von A. Schaller. Eleg. in Lwd. geb. *M.* 1.—.  
Inhalt: Wie Matthias Führer einen Gevatter fand, den er nicht suchte. — Ein Riß in den Wolken. — Nichts von Ungefähr. — Unterm Weihnachtsstern.
14. **Das erste und das letzte Weihnachtsfest.** — **Arm und doch reich.** Zwei Erzählungen von G. W. Bacher. Eleg. in Lwd. geb. *M.* 1.—.

